Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 14 Leipzig, den 4. April 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Durch Jesus Christus erlöst: 4. Seligkeit — Das heilige Abendmahl: 2. „Das thut zu meinem Gedächtnis"; . Die äußere und innere Situation des Herrn bei der Stiftung; 4. Das Abendmahl als stetige Erinnerung an das Sterben des Herrn — Ein Ruf um Hilfe von den Küsten des Stillen Ozeans. Erste Hälfte — Diakonissenhäuser und Diakonieverein — Der eliand. Erste Hälfte — Eine neue biblische Entdeckung: 2 — Verschiedenes: Dilettantismus; Sozialpolitische Schriften von Thomas arlyle; Soziale Briefe an reiche Leute; Absaloms Haar; Die jüdischen Speisegesetze; An den Evangelischen Bund — Anzeigen

Durch Jesus Christus erlöst

4. Seligkeit

In jenem Gespräch gab mir mein der Kirche fernstehender Freund Folgendes zu hören. Vieles an der christlichen Religion tehe ihm sehr hoch, aber Eines werde er nie können. Wenn r Gutes thue, so sei ihm der Gedanke an Lohn und Strafe bsolut fremd. Daß er als Christ gut sein müsse um der zu rlangenden Seligkeit willen, mache das Christentum für ihn nmöglich. — Ich gestehe, daß es mir schwer wurde, darauf uhig zu antworten. Wenn man mir gesagt hätte, ich bete die Heiligen an, oder ich trage einen Talisman an mir, oder ich ei ein heimlicher Buddhist, so würde mir diese Rede genau so erständig vorgekommen sein. Wie ist es nur möglich, daß man icht nur in wüsten Volksversammlungen, nein auch im vertrauten Gespräch mit wahrhaft Gebildeten als evangelischer Geistlicher solches zu hören bekommt: christlich sei es, gut zu andeln und gut zu sein dem Lohne der Seligkeit zuliebe!

Daß in unserm „christlichen Volke" dies eine weitverbreitete christliche Moral" ist, läßt sich ja leider nicht leugnen. Aber o uns das begegnet, empfinden wir es als ein Stück Erbe ömisch-katholischen Irrtums oder als sonst woher eingedrungne Verkümmerung der christlichen Wahrheit. Wir dürfen doch sagen: er wirklich durch die Zucht evangelischer Erziehung hindurchgegangen ist, dem ist es in Fleisch und Blut übergegangen, aß er das Gute zu thun hat um des Guten willen, daß in Gotteskind gar nicht anders kann als gleich dem Vater as Gute lieben, daß all unser Gutsein nichts andres ist als er selbstverständliche, fröhliche Dank, den wir unserm Gotte darbringen für alles, was er an uns gethan hat. Wo bleibt a noch Raum für Höllenfurcht und Himmelssehnsucht als moralische Motive?

Und doch verzichten wir als evangelische Christen nicht auf ie ewige Seligkeit. Und es ist uns ein unentbehrliches Stück nsrer Erlösung, die durch Jesus Christus geschehen ist, daß oir über uns den Himmel offen sehn.

Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christ, durch welchen wir auch den Zugang haben im Glauben zu dieser Gnade, darinnen oir stehen, und rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit. Das ist des Christen Bekenntnis on der Seligkeit, die ihm geworden ist. Er steht mit beiden Füßen auf der Thatsache, daß er einen gnädigen Gott hat, das t sein Himmel, sein Friede, seine Seligkeit.

Hätte ich Christum nicht, so möchte mir freilich diese Seligeit leicht wieder entschwinden, wie ein schöner Traum. Der eilige Gott möchte mir zu einem Schrecken werden, so oft ich neiner Unzuverlässigkeit und Untreue mir bewußt werde, wenn eine Liebe sich nicht in der ernst zurechtweisenden, aber immer rbarmenden Gestalt Jesu Christi zu mir hernieder neigte. Und ich könnte wohl auch irre werden an der Treue Gottes unter herben Enttäuschungen und Schmerzen, wenn nicht Jesus mit mir litte und meinen Leiden einen ganz neuen Sinn gäbe. Jesus, der noch vom Kreuze herab die Sünder liebt, Jesus, der Leibesqualen, Schmach und Tod mit uns teilt — versucht gleich wie wir — und durch sein königliches Erliegen über das alles den Sieg davon trägt, der versetzt uns in eine neue Welt. Wir bleiben äußerlich dieselben Menschen, aber unser ganzes Inneres ist verwandelt. Wie wenn in ein junges Herz die Liebe einzieht: kein Nerv, der nicht anders empfände, kein Gedanke, der nicht eine neue Richtung innehielte. Das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden.

Es ist sehr schwer, einem Menschen, der nicht selbst zu solch neuem Leben wiedergeboren ist, von dem Frieden, der Seligkeit, die unser geworden sind, einen Begriff zu machen. Aber das werden wir ihm einmütig sagen: wer diese Seligkeit nicht schon in diesem Leben kennt, wird sie auch in jenem nicht erfahren. Das Maß unsrer Vertrautheit mit der ewigen Freude mag im Erdenleben gar verschieden sein, aber unbekannt kann und darf sie dem nicht sein, der sich zur christlichen Hoffnung bekennt.

Die heilige Passionszeit giebt uns Gelegenheit, das auf eine besondre Weise zu erproben. Christus wird verurteilt, überantwortet, gekreuzigt. Was wird über dieser Erinnerung vor allem in unsrer Seele lebendig? Der Gedanke an die Macht der Sünde. Wankelmut, Selbstsucht, Selbstgerechtigkeit, Feigheit, Roheit und Thorheit triumphiren. Wir durchlebens trauernd mit — — und könnens doch nicht als gläubige Christen, ohne daß unablässig in uns eine Stimme ruft: es ist ja nicht wahr! Nicht die Sünde und der Tod, sondern die Liebe triumphirt, die Liebe Jesu, die Liebe des ewigen Gottes!

Wenn das nicht Seligkeit ist, diesen Triumph der göttlichen Liebe im Kreuzestode Jesu schauen zu dürfen! Und sein eignes Leben und Leiden in der Hand derselben triumphirenden göttlichen Liebe wissen!

Da versteht man das Wort: Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolget werden, denn das Himmelreich ist ihr! Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebels wider euch, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost; es wird euch im Himmel wohl belohnet werden!

Dieser Lohn besteht nicht in irgendwelcher Belohnung, die mit unserm innern Dichten und Trachten nichts zu thun hätte, etwa wie man einem unartigen Kinde ein Zuckerbrot verspricht, damit es artig ist. Dieser Lohn wird nur dem zu teil, der gar nicht an ihn denkt, sondern um der Sache willen, um der Gerechtigkeit willen, um Jesu willen etwas thut oder leidet. Er besteht aber darin, daß man den Sieg der guten Sache erlebt, mit ihr triumphirt. So hält sich der Christ in den persönlichen und öffentlichen Kämpfen, die er auf Erden durchmachen muß, an eine Hoffnung, die nicht läßt zu schanden

werden. Gehts noch so toll in der Welt zu, werden die Weisen zu Narren und fallen die Besten, setzt sich der Antichrist auf den Stuhl Gottes und giebt vor, er sei Gott:

So wahr Gott Gott ist und sein Wort,
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort
Und was dem thut anhangen,
Endlich werden zu Schand und Spott.
Gott ist mit uns und wir mit Gott,
Den Sieg wolln wir erlangen.

Vor einem sogenannten ethischen Idealismus, der auf die Seligkeit dieser Hoffnung verzichten kann, brauchen wir uns nicht zu schämen. Das Gute lieben um des Guten willen wollen wir auch, aber das Gute lieben ohne die Aussicht, daß es werde Oberhand behalten, das wollen wir nicht, und das brauchen wir nicht. Das Siegeszeichen des Kreuzes verbürgt uns, daß Gottes heilige Liebe allen Trotz und Widerstand überwinden wird in uns, in der Menschheit, im Universum. Das ist unsre Seligkeit, die kann auch der Tod uns nicht rauben. R

Das heilige Abendmahl

2. „Das thut zu meinem Gedächtnis."

Es handelt sich vorab um die Frage, ob der Herr wirklich gesagt habe, wie Paulus 1. Kor. 11, 24 vom Brotbrechen und 25 vom Kelchtrinken schreibt: „Das thut zu meinem Gedächtnis." Die Theologen, denen Paulus hier nicht zuverlässig ist, sind der Meinung, es könnte uns doch im Grunde gleichgiltig sein, ob der Herr es eigens angeordnet habe, daß man die Handlung, die er vornahm, und die Worte, die er sprach, wiederholen solle — oder ob die Jünger nur ihrerseits in ihrer Pietät gegen den Herrn und in der Erinnerung an die unvergeßliche zuerst so dunkle, hernach so licht gewordne Stunde des letzten Mahls in der Gemeinschaft mit ihm dazu übergegangen seien und es auch den Gemeinden, die sie sammelten, zur Gewohnheit, ja zur Pflicht gemacht hätten, die gleiche Handlung, die gleichen Worte immer wieder, so oft sie sich zu gemeinsamem Mahle zusammenfanden, sich vorzuführen. Unter keinen Umständen könne es den Christen verwehrt sein, das Abendmahl des Herrn immer wieder in solcher Weise vor ihrem geistigen Auge aufsteigen zu lassen, ja es selbst zu erneuern, es immer wieder ihm zum Gedächtnis zur Darstellung zu bringen. So sagen jene Theologen auch, und das ist ihnen heiliger Ernst, sie dächten ja doch nicht daran, der Gemeinde das Abendmahl zu nehmen. Untadlig sei die gottesdienstliche Sitte der Kirche, und sei sie nicht von dem Herrn angeordnet, so sei sie doch geboren aus dem Geiste des Glaubens, der Liebe, der Treue, die er seinen Jüngern eingeflößt habe. Der Geist, der die Jünger noch vieles lehren sollte, der, was er lehrte, von dem Herrn nahm, um ihn zu verklären, der habe sie innerlich getrieben, als ihnen zuerst die Freudigkeit entstand, mit Lob und Dank für das, was sie seit jenem letzten Abend mit dem Herrn alles erfahren, erlebt, begriffen hatten, das Gedächtnis der Handlung des Herrn durch Wiederholungen zu befestigen. Diejenigen, die sich aus wissenschaftlichen oder religiösen Gründen gebunden fühlen durch das, was Paulus aussagt, haben nicht immer die Ruhe bewahrt, um ganz zu würdigen, was die andern Theologen wirklich geltend machen dürfen, um zu zeigen, daß sie der Gemeinde nichts nehmen wollten. Die oberste Frage mit Bezug auf das Abendmahl, wie es die Kirche immer gefeiert hat und heute noch feiert, ist kritischenfalls die: dürfen wir wiederholen, was der Herr gethan hat? Und darin haben jene Theologen recht, wenn sie meinen, die Gemeinde brauche sich durch ihre Aufstellungen nicht stören zu lassen in ihrer Abendmahlsfeier. Freuen dürfe sie sich ihres heiligen Mahles auch dann, wenn es sich ergeben sollte, daß wirklich aus den Evangelien selbst etwas andres hervorgehe, als was sie gutgläubig und im Vertrauen auf die Worte des Paulus mehr in diese hinein- als herausgelesen hätte.

Aber jene Theologen haben zum Teil auch ihrerseits nicht die nötige Ruhe bewahrt, um ihre Gegner zu würdigen. Ich

meine, es sei doch zu verstehen, daß die Gemeinden es wie einen Angriff auf ein sehr hohes Gut empfunden haben, wenn ihnen zugemutet wird, die Worte „Das thut zu meinem Gedächtnis" nicht mehr als Worte Christi zu betrachten. Es ist nicht wenig, daß man den einfachen Gläubigen, den „Kleinen," zumutet, zu glauben, daß Paulus falsch berichtet habe, daß er sich in einer solchen Sache geirrt habe. Nicht bloß die, denen die alte Inspirationslehre noch ungebrochen zu Recht besteht, können sich darein nicht finden, sondern auch sehr viele nicht, die den Geistcharakter des Bibelworts gern freier verstehen und es gewohnt sind, nicht am Buchstaben zu hangen. Der Apostel Paulus, das ist doch ein Mann, dessen Autorität sie so unbedingt vertraut haben, daß es ihnen vorkommt, als solle es mit dem Glauben überhaupt ein Ende haben, wenn sie sich überzeugen müßten, daß er in einem Zusammenhange, wo er sich noch ganz besonders darauf beruft, daß er genau berichtet sei („von dem Herrn her habe ich es bekommen"), sich geirrt, gar etwas hinzugethan habe. Und sind die Worte „Das thut zu meinem Gedächtnis" nicht doch auch hochbedeutsam? Ist es wirklich in der Sache — um von der Person des Paulus abzugehen — ganz gleichgiltig, ob der Herr auch diese Worte noch gesprochen oder nicht, ob er die Feier des Abendmahls selbst „gestiftet" hat oder nicht? Ich kann auch das nicht zugeben. Gewiß, stünde es fest, daß Paulus sich hier irrt, daß er hier einer unzuverlässigen Tradition folgt, so dürfte man sagen, was oben gesagt ist. Wertlos wäre auch dann die Abendmahlsfeier nicht, abzuschaffen brauchten wir sie auch dann nicht, aber irgendwie minderwertig wäre sie fortab doch gegenüber der Schätzung, die bisher an ihr haftete. Es hat doch etwas Ergreifendes, wie aus dem Munde des Herrn selbst zu vernehmen: „Das thut zu meinem Gedächtnis." Wir fühlen uns dem Abendmahl verpflichtet, wenn diese Worte echt sind, und von der Pflicht zur Freude ist hier ein rascher Uebergang: der Herr hat unser aller gedacht, der Nahen und der Fernen, der Frühen und der Späten, das leuchtet uns aus diesen Worten entgegen, und das faßt uns gewaltig an, das macht uns dankbar gegen den Herrn. Man kann es mit empfinden, daß vielen der Eindruck entstanden ist, als sähen sie das Antlitz des Herrn sich nicht mehr so zugewandt in der heiligen Feier wie vorher. Wie freundlich und fürsorgend die Worte „Das thut zu meinem Gedächtnis" klingen, das mag manchen erst voll zum Bewußtsein gekommen sein, als sie hörten, die Wissenschaft verlange die Worte aus dem, was der Herr selbst gesagt habe, wegzudenken.

Aber ist es nicht wirklich ein zweifelhaftes Ding um diese Worte? Nur Paulus berichtet sie. Matthäus (26, 26 ff.) und Markus (14, 22 ff.) haben nichts Aehnliches. Luk. 22, 19 bietet wenigstens mit Bezug auf die Darreichung des Brotes (nicht auch in Bezug auf den Kelch) die gleichen Worte. Aber es ist von den konservativsten und vorsichtigsten Forschern zugestanden, daß hier der Text nicht völlig feststeht, daß vielleicht eine spätere Einschaltung vorliegt; jedenfalls ist die Vermutung begründet, daß Lukas sich nur an Paulus hält und kein selbständiger Zeuge ist. Ist es da nicht wirklich berechtigt, daß man wenigstens mit dem Urteile zurückhalte, es als eine offne Frage hinstelle, ob der Herr die Wiederholung der Handlung angeordnet habe oder nicht? Ich gebe dieser Erwägung soweit Recht, daß ich die nicht des Leichtsinns, der mutwilligen Hypothesenmacherei zu zeihen vermag — wie oft voreilig geschieht —, die da erklären, Zweifel an der Echtheit der von Paulus überlieferten Worte zu hegen. Nur glaube ich doch nicht, daß sie Recht haben, und daß es notwendig sei, das Urteil zurückzuhalten.

Paulus ist ohne Zweifel der älteste Berichterstatter in dieser Sache. Die Evangelien sind erst erheblich später verfaßt, auch ihre Grundschrift in dem erzählenden Teil, das Evangelium, das auf Markus zurückgeht, ist wohl zwanzig Jahre jünger. Paulus redet nun so, daß man nicht umhin kann, anzunehmen, er habe genau erwogen, was er als „vom Herrn her" überkommen bezeuge. Gewiß, er könnte dennoch irren. Er ist ja nicht selbst Teilnehmer an jenem Mahle gewesen, er ist auf Berichterstattung angewiesen gewesen. Vielleicht war

die Erinnerung, die ihm übermittelt wurde, schon durch die thatsächliche Sitte der Wiederholung beeinflußt. Aber solches „vielleicht“ scheint mir gar nicht besonders erwägenswert. Paulus ist so früh mit der Tradition über das letzte Mahl vertraut geworden, daß er sicher noch alles feststellen konnte, was ihm irgend bedeutsam daran war. Es ist wirklich, recht erwogen, kein Zwang vorhanden, ihm zu mißtrauen, sondern im Gegenteil guter Grund, zu glauben, daß er im wesentlichen durchaus Zuverlässiges erfahren und weiterberichtet hat. Wir werden das im Zusammenhang einer Erwägung der Situation, in der Jesus das letzte Mahl gefeiert hat, vollends erkennen. Aber wie erklären wir dann das Schweigen der Evangelien?

Ich glaube, man darf eine Erklärung ablehnen und sich darauf zurückziehen, daß die Erwägung von Möglichkeiten ein unfruchtbares Ding ist. Die Evangelien sind nirgends in dem Sinne vollständige Geschichtsquellen, daß sie wie Protokolle behandelt werden könnten, sie deuten oft nur an und setzen offenbar voraus — wir mögen das vielleicht beklagen —, daß die Gemeinden, für die sie zunächst konzipirt wurden, zum Teil nur eines Anhalts für ihre Erinnerungen bedurften. Bei Markus ist das vielfach, zumal aber bei dem Bericht über das Abendmahl evident, er ist hier so kurz, daß man den Eindruck hat, er markire bloß die Hauptsachen. Warum sollte es ausgeschlossen sein, zu denken, daß er und ihm folgend auch Matthäus und Lukas, auf die bestehende Sitte des „Brotbrechens“ hinblickend, nirgends einen Zweifel vor sich sehend, daß wirklich der Herr selbst diese Sitte verordnet habe, nur das fixirte, was die sachliche Bedeutung der Stiftung des Herrn erkennbar macht?

3. Die äußere und innere Situation des Herrn bei der Stiftung

Wir werden uns die Situation, in der der Herr sein letztes Mahl gehalten hat, vergegenwärtigen müssen. Am wenigsten bedeutsam ist es, seine Aeußerlichkeiten festzustellen; wir müssen da sogar eingestehen, daß über das, was uns am ehesten wichtig sein könnte, den Tag, keine Gewißheit zu erhalten ist. Nach den drei ersten Evangelien hat der Herr mit seinen Jüngern noch das Passahmahl gehalten und bei diesem die heilige Handlung vorgenommen. Das Evangelium des Johannes berichtet bekanntlich gar nichts von dieser Handlung. Dagegen setzt es voraus, das Jesus das Passahmahl nicht mehr gefeiert hat, vielmehr an dem Tage, wo die Juden dieses feierten, morgens an das Kreuz geheftet worden ist. Daß der Bericht des Johannes und der der sogenannten Synoptiker einen einfachen Widerspruch darstellt, scheint mir unverkennbar, ich kenne keinen Ausgleichsversuch, der befriedigend gefunden werden könnte. Persönlich kann ich bis auf weiteres nicht umhin zu glauben, daß Johannes die richtige Erinnerung auf seiner Seite habe. Auch das, was Jesus bei dem Abendmahl that und sprach, empfiehlt mir das, denn es scheint mir nicht von Ideen, die mit dem Passahmahl sich nahe legten, beherrscht. Am ehesten noch klingt in der Weisung „Das thut zu meinem Gedächtnis“ ein Passahgedanke an. „Und ihr sollt diesen Tag haben zum Gedächtnis und sollt ihn feiern dem Herrn als ein Fest, ihr und alle eure Nachkommen,“ so hieß es von der Stiftung des Passah im Gesetz (2. Mos. 12, 14). Aber die Idee einer Gedächtnisstiftung versteht sich auch, ohne daß die Feier des Passahmahls als der Anlaß dazu vorgestellt wird; ja dächte der Herr daran, dem jüdischen Passah ein neues, von dem Gedächtnis an ihn getragnes entgegenzustellen, so würde man wohl in seinen Worten eine schärfere Betonung dessen erwarten dürfen, daß er fortan nicht das Gedächtnis an das, was Gott an Israel beim Auszuge aus Aegypten gethan, sondern sein Andenken gefeiert sehen wolle, also daß seine Worte etwa lauten würden: „Das thut zu meinem Gedächtnis.“ So zu betonen, gestattet der Ausdruck bei Paulus nicht. Der Herr scheint nicht in irgend einem Gegensatz, sondern einfach positiv den Gedanken ausgesprochen zu haben, daß die Seinen seine Handlung ihm zum immerwährenden Gedächtnis, bis er komme, wiederholen sollten.

Allein das alles ist im Grunde noch nicht wichtig. Auch wenn der Herr wirklich die heilige Handlung bei dem Passahmahle selbst eingesetzt hat, darf man mindestens nicht denken, daß er eben dieses als Vorbild benutzt haben müßte, hat er doch das Hauptstück, das Lamm, jedenfalls nicht in seine Handlung mit hinein gezogen. So ist die äußere Situation überhaupt nicht weiter zu betonen, sie ist es nicht, die wir zu Hilfe nehmen müßten, ihn zu verstehen. Die größere Schwierigkeit auch bereitet uns die innere Situation, die Frage nach der allgemeinen Stimmung, in der der Herr seinem Tode gegenüber gestanden habe. Das ist besonders klar an der Arbeit von Jülicher. Von dieser sind die neuesten Verhandlungen, die so vielerlei Aergernis hervorgerufen haben, besonders veranlaßt worden. In der Christlichen Welt 1893 Nr. 9 findet man von Reischle einen Bericht über Jülichers Abhandlung. Ich kann nicht umhin, hervorzuheben, daß Jülicher mit soviel Zartsinn an die Untersuchung herangetreten ist und überall soviel liebevolle Versenkung in den Gegenstand verrät, daß, wer seine Ausführungen liest, wahrlich nicht zu der Empfindung gelangt, daß er übermütig der Gemeinde einen Fehdehandschuh hingeworfen habe. Gerade weil ich ihm sehr widersprechen muß, fühle ich mich gedrungen, das zu betonen. Er ist es in erster Linie, der daran zweifelt, daß der Herr eine Wiederholung seiner Handlung beabsichtigt habe. Aber er verfährt unter allerhand Voraussetzungen, die nicht jeder zugeben kann, auch wenn er sie der Erwägung wert findet. Soweit seine Ueberlegungen dadurch beeinflußt sind, halte ich sie für irrig und von vornherein bedenklich. Er macht vor allem Gebrauch von dem Gedanken, daß Jesus an ein sehr nahes Ende der Welt, an seine Wiederkunft in Herrlichkeit zum Gericht nach kürzester Frist, wohl unmittelbar nach seinem Tode geglaubt habe. Der Herr habe für sein Gedächtnis nicht gesorgt, auf eine lange Trennung habe er nicht gerechnet. Der das Wort Matth. 26, 29 gesprochen hat („Ich sage euch aber, von nun an werde ich von diesem Erzeugnis des Weinstocks nicht mehr trinken bis auf jenen Tag, da ich es neu trinke mit euch im Reiche meines Vaters“), der habe nicht daran denken können, daß seine Wiedervereinigung mit den Seinigen sich lange hinauszögern werde. Es ist ein schwieriges Ding um die Frage, wie der Herr über die Dauer der Zeit, die zwischen seinem Tode und seiner Wiederkunft liegen werde, gedacht hat. Aber zu seinen zuverlässigsten, ihm ganz gewiß nicht angedichteten Worten gehört doch wohl das, daß er Zeit und Stunde „nicht wisse,“ Matth. 24, 36 (Mark. 13, 32). Und wir hören ferner genug Worte, die darauf deuten, daß er vielerlei Geschehnisse voraussetze für die Zeit, die von seiner Gegenwart bis zum Ende verstreichen werde. Die Worte, die darauf hinzudeuten scheinen, daß die Weltkatastrophe ganz in der Nähe sei, sind sicher nicht alle echt, diejenigen aber, die nicht zu beanstanden sind, lassen eine Auffassung zu,*) die sie weitab stellen von einer solchen durch die jüngsten Theologen schon einfach als „Thatsache“ proklamirten Idee Jesu. Ich habe mich nie überzeugen können, daß der Herr gesagt habe, die Vollendung des Gottesreichs sei schon demnächst zu erwarten. Er hat dies nicht gesagt, aber freilich auch nicht das Gegenteil. Er hat für möglich gehalten, daß das Ende nach menschlichem Zeitmaß noch fern sei, aber auch, daß es bald komme. So hat er auf der einen Seite die Seinigen zur Wachsamkeit, zur Nüchternheit, zur steten Bereitschaft aufgefordert, er hat sie aber auch gelehrt, geduldig zu sein, nicht zu klügeln und zu deuten an den Ereignissen, nicht zu ermüden im Glauben und in der Hoffnung. Die Geschichtsentwicklung hat gezeigt, daß das Ende in der That nicht zeitlich nahe war. Wir haben nicht zu sagen, gerade dies habe der Herr „vorher gesehen,“ und nicht umgekehrt, er habe sich „geirrt.“ Beides ist gleich äußerlich gedacht und verrät gleich wenig Verständnis für die Art, wie der Herr gedacht und geredet hat. Wie ein Prophet, nicht wie ein Denker oder Forscher hat er von den Dingen der Endzeit gesprochen. Er hat nicht gerechnet; er hat nicht vergessen, daß alles Ding auch seine „Zeit“ hat, aber das ist ihm das Ge-

*) Man lese besonders die lehrreiche Abhandlung von Erich Haupt: Zum Verständnis der eschatologischen Aussagen Jesu in den synoptischen Evangelien (in den „Festschriften,“ die die Universität Halle zu ihrem Jubiläum 1894 erscheinen ließ).

ringste gewesen. Es wäre angesichts seiner ganzen Weise sich auszudrücken unfraglich falsch, zu sagen, er habe an eine Entwicklung seiner Gemeinde durch ganze Jahrtausende gedacht. So „historisch“ gerichtet ist er nicht gewesen: vor seinem geistigen Auge wie zum Greifen klar lag das Reich seines Vaters, das kommen muß und wird, dessen Morgenglanz zu leuchten begonnen hat, indem er selbst in die Welt kam, zu dessen Vollendung alles, was geschehen muß, damit es kommen kann, bereitet ist, wenn er in den Tod gegangen sein wird. Wenn jemand dem Herrn gesagt hätte, was wir wissen, daß noch nach Jahrtausenden seine Herrlichkeit nicht äußerlich offenbar sein werde, so möchte er gesagt haben: was ficht das mich an; vor den Augen meines Vaters sind tausend Jahre wie ein Tag! Aber auch ein Wort, wie dieses des Psalmisten, wenn er es je gebraucht hätte, könnte thöricht und trivial aufgefaßt werden. Man hat nur fest zu halten, daß Jesus überhaupt nicht gedacht hat wie ein moderner, historisch geschulter Mensch. Er hat überhaupt nicht mit der Reflexion, sondern mit der Intuition die Dinge erfaßt, über die er redet. Nur das ist ihm gewiß gewesen, daß er, indem er hingerichtet werde, doch nicht verworfen sein werde, sondern nach dem Tode und kraft seiner sein eigentliches Leben, die ihm von Anbeginn der Welt gegebne Herrlichkeit antrete. Das hat ihm vor Augen gestanden, und es hat ihm doch gegraut in den Tod zu gehen. Das Letztere ist uns der Beweis, daß er kein Schwärmer war. Er hat nicht mit der Phantasie die Not des Moments, die große Todesnot, die ihm entgegenstarrte, übersprungen, er hat sich nicht berauscht in der Hoffnung auf oder dem Glauben an die Herrlichkeit, die hernach kommen werde: er hat sich nur nicht abbringen lassen von der Zuversicht, daß sein Vater ihn erhöhen und erweisen werde als seinen Sohn und den wahren, wirklichen Gesalbten. So hat er innerlich sich nichts abgemarktet von dem Leid, das zu tragen ihm bestimmt war, und er hat sich auf der andern Seite doch eben gefreut auf „jenen Tag,“ da für ihn in seines Vaters Reich alles „neu“ sein werde. Ja dieser Tag stand freilich unmittelbar bevor. In dem Worte bei Matthäus, welches zeigt, daß er beim Abendmahl hinausblickte auf ein neues Erzeugnis des Weinstocks, das ihn bald laben werde — denn so wird man das Wort doch verstehen müssen —, fällt das „mit euch“ auf; dieser Zusatz findet sich bei Markus und Lukas nicht: daß er hier fehlt, gestattet es, ihn als unecht anzusehen. Das Wort Jesu ist ohne Zweifel bildlich zu verstehen und weist hinüber über die Gegenwart hin auf das Leben, das ihn, wenn das Nächste wird vorüber sein, erwartet, das Leben der Erquickung bei Gott. Noch sind es ganz andre Tage, die er durchmachen muß, aber „jenen“ Tag, den sieht er dahinter. Daran hat Jesus sich gestärkt, als seine „Seele betrübt war bis in den Tod.“

4. Das Abendmahl als stetige Erinnerung an das Sterben des Herrn

Das Vorstehende hat zeigen wollen, wie wir uns die innere Stimmung des Herrn bei seinem letzten Zusammensein mit seinen Jüngern vergegenwärtigen können. Sollte es unwahrscheinlich zu nennen sein, daß er daran gedacht habe, für sein Gedächtnis zu sorgen? Gewiß, er konnte sicher sein, daß seine Jünger ihn nie vergessen würden; aber mit einem allgemeinen Gedächtnis wars ihm nicht genug. Seines Todes sollten sie gedenken. Ja, wie sollten sie diesen denn haben vergessen können? Sie konnten ihn freilich vergessen, d. h. mit der Zeit etwa dahinkommen, nur noch der Herrlichkeit Christi zu gedenken, mit den Augen des Glaubens und der Hoffnung nur aufwärts und vorwärts zu schauen. Aber sie sollten nach des Herrn Willen eben auch stets rückwärts denken und seine Erdentage und seinen Tod nicht ansehen wie etwas, was bloß „vergangen“ war. Da liegt das Geheimnis des Abendmahls! Ich halte es, je länger und je sorgfältiger ich es erwäge, für das Sicherste des Sichern, daß Jesus mit seiner Handlung den Tod, den er jetzt dicht vor sich sah, deuten, daß er den Jüngern ein für allemal und zu immerwährender Beschäftigung sein Sterben in seiner Notwendigkeit und seiner bleibenden Bedeutung vor Augen stellen wollte. Es ist nicht absolut festzu-

stellen, welche Worte der Herr gesprochen hat, als er das Br
brach und den Becher bot. Der Moment war so ergreifen
so feierlich, daß er den Jüngern immer lebendig blieb, aber e
scheint und es ist begreiflich, daß nicht sowohl die einzelne
Worte, als vielmehr die Handlung, die Weise, wie er ver
fuhr (Luk. 24, 30 und 35), genau in ihrer Erinnerung haftet
Der Eindruck war die Hauptsache, das eigentlich hernach fü
sie Leitende. Nicht wie jemand, der formal ein Testamen
macht, einen „letzten Willen“ diktirt, hat der Herr gesproche
Er ist nie prophetischer gewesen, als da er bei seinem letzte
Mahle noch einmal ganz schlicht, aber ganz klar seinen Jünger
sagte, was ihm geschehen werde, weil es geschehen müsse. S
waren nicht ohne Ahnungen, ohne Befürchtungen, aber wo
noch voll Hoffnungen. Das Jauchzen, unter dem sie mit Jesu
als Messias in seine Stadt eingezogen waren, hallte noch na
in ihren Seelen. Da hat Jesus ihnen die Illusionen zerstör
Und nicht darauf kam es ihm an, ihnen über das große „Aerge
nis,“ das er ihnen bereiten mußte, bloß eben hinwegzuhelfe
nein, das Aergernis sollte ihnen recht eigentlich in die Seel
geprägt werden. Ohne das Kreuz sollten sie ihn nie wiede
betrachten.

Jülicher faßt Jesu Doppelhandlung als ein Parabelpaa
Jesus hat sonst in Gleichnissen geredet, und er hat den Brau
gehabt — das entspricht der Art der hebräischen Poesie, d
Gleichnisse sind auch „Poesie“ —, den gleichen Gedanken zwe
mal, durch verwandte, gleichwertige Bilder klar zu machen. Ma
denke an die Gleichnispaare vom Sauerteig und Senfkor
vom neuen Lappen auf altem Kleide und vom neuen Wein i
alten Schläuchen, vom verlornen Schaf und verlornen Grosche
das sind Parallelen, die uns leiten müssen bei der Beurteilun
der Thatsache, daß der Herr nicht nur am Brechen des Brote
sondern auch am Wein im Becher seinen Tod verständlich g
macht hat. Er hat diesmal durch Handlungen klar gemach
was er eröffnen wollte. Dieses Verfahren erinnert an die Ar
wie die alten Propheten zuweilen dem Volke gegenüber trate
Man lese z. B. Jerem. 13 oder Ezech. 4. Hier befiehlt Go
den Propheten bestimmte Dinge zu thun und daran dem Vol
zu zeigen, was geschehen werde. Apostelgesch. 21, 10
hören wir auch davon, wie ein „Prophet“, Agabus, durch ei
Handlung dem Paulus verkündete, was der Geist ihm geoffe
bart habe. Die Weise des Herrn ist doch eigenartig gewese
Ohne jede Künstlichkeit, ohne jede Umständlichkeit, herausgebore
aus dem Moment, eben darum den Zeugen unmittelbar kl
war das, was er vornahm. Wenn keine ausdrückliche Weisu
des Herrn anzunehmen wäre, dasselbe immer wieder zu „thun,
was er that, so ist es mir angesichts dieser Art des Handel
des Herrn fast rätselhaft, daß man zu wiederholen unternah
was er gethan hat. Das lag doch keineswegs nahe; die Erzählun
mochte gegebnenfalls durch eine nachahmende Darstellung ein
Augenzeugen verdeutlicht werden, — daß auch die, die nic
Augenzeugen waren, dazu übergingen, nachbildend zu „thun,“ w
der Herr gethan hatte, brauchten wir nachträglich nicht z
tadeln, könnten es aber schwer verstehen, wenn nicht d
Augenzeugen von einem Befehl oder einem Wunsch des Her
wußten, der an sie und doch offenbar nicht nur an sie, sonde
an alle, die seine Jünger sein wollten, gerichtet war. Vielleic
hat man nicht überall in der Feier des Abendmahls ausdrü
lich gesagt,*) was Paulus vorgeschrieben hat zu sagen: „D
thut zu meinem Gedächtnis.“ Die bloßen Worte, mit dene
Jesus unmittelbar seine Handlung begleitete, waren liturgis
ja auch ausreichend, wenn man doch wußte und nicht dar
zu rütteln gedachte, daß der Herr die Handlung den Seine
zu bleibendem „Brauch“ gestiftet habe. Aber gerade jene Wo
sind auch nicht ganz einhellig überliefert. Ich meinte vorh
es sei begreiflich, daß die Jünger die Worte nicht bis auf d
Silbe im Gedächtnis behalten hätten. Wir dürfen sie uns do
nicht vorstellen als zum voraus wartend auf die Handlu
des Herrn. Die Jünger sind gewiß von ihr überrascht, freili
sofort zum Verständnis gebracht worden, doch aber da
so innerlich erregt gewesen, daß sie hernach wohl verschied

*) Das geschieht ja auch heutiges Tages nicht überall und jedesma

Erinnerungen haben konnten an das Einzelne als Einzelnes. So dürfen auch wir nichts Einzelnes pressen. Im wesentlichen sind die Berichte einig. Das muß und das kann uns genügen. F K

Ein Ruf um Hilfe von den Küsten des Stillen Ozeans

1*)

Schlaget und züchtiget die chinesischen Truppen; denn sie sind feige; sie treten für die Regierung Chinas ein, die für die ehrenvolle Freundschaft unsers Kaiserreichs nur Verachtung hat und ihm widersteht. Wie groß immer die Zahl ihrer Armeen sein mag, in Wirklichkeit ist sie ein Haufe ohne Zucht; und wie schön immer ihre Waffen aussehen mögen, sie sind ebenso wenig wert wie schöne Damen auf Gemälden. In der Seeschlacht von Hoto wurden Chinas Kriegsschiffe zerstört, und in der Schlacht von Seikwan wurden seine Truppen geschlagen. Die Schiffe so gebrechlich, die Truppen so schwach — wie könnten sie uns widerstehen, und wenn ihre Zahl Millionen wäre. Schlaget und züchtiget China!

Wenn Krieger zu Lande in die Schlacht gehen, so wird die Erde die Leiber der Erschlagnen aufnehmen. Wenn Soldaten zur See kämpfen, wird das Meer die Leiber der Getöteten verschlingen. Seit unvordenklichen Zeiten sind unsre tapfern Krieger in Scharen ausgezogen. Das menschliche Leben währet bloß fünfzig Jahre; wer wünscht mit dem Preise der Schmach einige wenige elende Jahre zu erkaufen? Dringet vorwärts und feuert, so lange ein Atem euch bleibt; denn unser Leben gehört dem Kaiser, und unsre Leiber müssen dem Ruhme des Landes geopfert werden. Die Wunden seien vorn, dran unsre Soldaten sterben! Die Seelen derer, die also den Tod verachten, sollen in künftiger Zeit die Engel sein, die da wachen über den Frieden des Ostens. Vorwärts, ihr Krieger, vorwärts!

Das war der letzte Ruf, den die Post aus Japan mir vor einigen Tagen zugetragen hat; wahrlich, wie ein Hilferuf tönt er nicht; ein Kriegsruf ist es vielmehr, wie er seit 1592, da unter Toyotomi Hideoschi die Japaner Korea und China zum letztenmale besiegten, auf den Inseln der Libelle**) und an den kahlen Uferfelsen Koreas nicht mehr wiederhallte. Oft ging ich in Kioto an einem steinernen Denkmal vorüber; Mimidsuka, Ohrenmonument, nennen es die Japaner. Dort lagen unter dem grünen Erdhügel die zahllosen Ohren getöteter Koreaner, von den siegreichen Japanern vor dreihundert Jahren als Siegestrophäe heimgebracht. Doch diesmal will es scheinen, als ob der Siegespreis kostbarer, ein edlerer sein wird; denn was in unsern Tagen das Gelbe Meer blutig färbt, ist der Kampf zweier Prinzipien, wie ihn unser Jahrhundert noch nicht erlebte: der Kampf auf Leben und Tod zwischen der Feste europäischen Denkens und Lebens und der Hochburg der ältesten Zivilisation der Welt, die seit Jahrtausenden in totenähnlichem Schlummer träumte. Das weltgeschichtlich Bedeutsame ist nicht sowohl der Kampf um Prinzipien als vielmehr die Thatsache, daß asiatische Mächte, die vordem wie Stiefbrüder von derselben Mutter, der chinesischen Zivilisation, großgezogen wurden, ihn ausfechten. Man täusche sich nicht: der Friede mag vielleicht in Bälde künstlich erzielt werden; das folgende Jahrhundert aber wird den Kampf fortsetzen, bis eine der beiden Burgen als Ruine den kommenden Geschlechtern zum tausendsten male die Weisheit der Weltgeschichte predigt.

Nicht mit dem Blicke des Handeltreibenden, nicht mit dem Auge des Politikers schauen wir heute dort hinüber; etwas von der Sehschärfe des Propheten des alten Bundes muß uns tiefer dringen lassen als auf die Oberfläche von Kriegsruhm und Kriegselend, und unter dem lauthallenden Kriegslärm hören wir vernehmlicher als je von den Küsten des Stillen Ozeans einen Hilferuf an die Christenherzen dringen.

Es war am 2. September 1885; seit vierzehn Tagen schwammen wir auf dem Stillen Ozean, und die etwa hundert Kabinenpassagiere auf der City of Rio de Janeiro unterhielten sich auf dem weiten Verdeck und in den geräumigen Salons und brachten gar manche Abwechslung in die Langeweile der Ozeanfahrt von San Franzisco nach Ostasien. Hie und da waren auf dem Vorderdeck einige der gelbbleichen Chinesengestalten aufgetaucht, stolz und finster mitunter, aber immer kalt und fremd auf unser Treiben schauend. Ich hatte beschlossen, einen Blick in ihr Leben an Bord zu thun. Mein alter Reisefreund, der Nestor unter den Missionsärzten Chinas, Dr. Kerr, führte mich. 400 lagen sie dort unten im sogenannten asiatischen Zwischendeck zusammengepfercht in ihrem Elende und Schmutze. Da spielte einer sein zweisaitiges Instrument und sang mit seiner Fistelstimme melancholisch dazu; andre lagen in ihren über Bambus gespannten Tüchern halbentblößt. In einem engen Raume, zu dem ein wachthabender Chinese uns erst den Eingang verwehrte, lagen schwerkrank vier Schwindsüchtige; in einem andern Raume befand sich in namenlosem Elend, vom häßlichen Opiumrauche umnebelt, der Auswurf der Gesellschaft berauscht. Da stand das Bild wieder lebendig vor meiner Seele, das ich drei Wochen vorher im Chinaviertel in San Franzisko in jener Nacht geschaut, da ein Geheimpolizist mir in chinesischen Tempeln, Spielhöllen, Theehäusern, Theatern, Werkstätten, Hospitälern, Mietkasernen und unterirdischen Höhlen Licht und noch mehr Finsternis chinesischer Kultur zeigte. Dort wie hier mußte ich als Christ die Bitte stummen Jammers hören: Komm herüber und hilf uns! Doch einen bedeutsamen Unterschied merkte ich da. Mit Furcht oder gaunerischer Verschmitztheit, mit verachtendem Stolze oder hündischer Schmeichelei nahten die Chinesen damals dem ihnen wohlbekannten amerikanischen Polizisten, der sie en canaille behandelte und sich ordentlich freute, wenn sich ein recht trauriges Bild der ihm augenscheinlich verhaßten Mongolenrasse wieder entrollte, während hier auf dem Schiffe der alte christliche Arzt, der sich all ihrer großen und kleinen Leiden herzlich annahm und ihnen neben allem auf Grundlage seiner Kenntnis der Sprache ihrer Heimat, ihrer Sitten und ihrer Litteratur das Köstlichste zeigte, ein vom Geiste der Liebe Jesu geweihtes Herz, gar bald der Gegenstand ihres Interesses, ja nach einigen Besuchen ihr Berater und Freund wurde. Zum erstenmale sah ich da, was zu schauen mir vordem in Amerika nie vergönnt war, den Ausdruck der Zuneigung und des Vertrauens gegenüber einem Europäer in der Physiognomie eines Chinesen. Hier legen wir die Hand auf eine offne Wunde des Völkerlebens in seinen internationalen Beziehungen. Wie hört man jetzt überall von der verstockten Europafeindlichkeit des sich selbst genügenden, zopfigen Chinesen reden. Doch woher sollte ihm das Vertrauen zu uns kommen? Durch die Kriege vielleicht, womit wir sein Land uns und dem Verkehr mit uns zwangsweise erschlossen, durch die Verträge, worin wir ihm zum Teil gegen seinen Willen das mordende Opium aufgenötigt haben, durch unsre Kanonen und Kriegsschiffe, die er teuer bezahlen muß, durch unsre Politik und Diplomatie, die seiner Vaterlandsliebe immer neue Wunden schlagen? Oder sinds die Europäer in seinem Lande vielleicht, die sein Herz für uns und unsre Lebensart gewinnen? Jene zahlreichen Europäer, die seine Lehrmeister in Betrug und Laster sind, oder zum mindesten zwischen sich und ihm eine Mauer errichten, die die große chinesische Grenzmauer überragt, wie Tibets Bergkranz die Hügel am untern Laufe des Yangtseflusses? Man sage nicht: daß an uns keine Schuld liegt, beweist doch die Europafreundlichkeit Japans. Japan hat uns kopirt und mit unserm Wissen und Können sich stark gemacht, nicht weil es uns liebte, sondern weil es uns fürchtete; weil es seit 1855 die Sprache unsrer Kriegsschiffe nur zu gut verstand, darum hat es nicht geruht, bis es darob nicht mehr zu zittern und die Rätselschrift unsrer Wissenschaft nicht mehr als verderbenbringendes Geheimnis zu fürchten brauchte. Wir haben gerade in den letzten Jahren der Beispiele genug erlebt, daß es nicht Liebe ist, was Japan zu uns herüberzieht, und fast will mir scheinen, als ob diese Liebe jetzt geringer als je sei. Das stumme Verlangen jener Völker ist, endlich einmal nicht nur die drohende kräftige Hand, den stolzen Kopf, sondern das Herz Europas zu sehen. Sie fühlen es, daß in allen Dingen das Heil für sie von uns kommen kann; ja einige der tiefsten Geister unter ihnen ahnen es und haben es zum Teil schon laut verkündet, daß man unter uns einen Namen kennt, der über alle Namen, selbst über Buddha, Confucius und Laotse ist; aber Europa zeigt sich zu wenig als vertrauenerwecken=

*) Ansprache in Potsdam bei Anlaß des Jahresfestes des Allgemeinen Evangelisch-protestantischen Missionsvereins am 18. Oktober 1894.

**) Name Japans in der alten Poesie.

der, gerechter, treuer Führer und Berater. Sie rufen und flehen ohne Worte, und der Ruf des mit seinen eignen Stricken gefesselten China wird nach der Niederlage noch vernehmlicher zu uns herüberdringen: „Helft, ratet; ich will hören, was ihr zu sagen habt; ich will allem folgen; nur um das Eine bitte ich: Laßts Wahrheit sein, was ihr sprecht, Liebe, was ihr übt, und Leben zum Leben, was ihr bietet.“ Und unsre Antwort? Christliches Europa, um der erbarmenden Liebe Christi willen laß sie nicht wieder sein: Steine statt Brot!

Oberflächlich ist das Urteil, das über die Thorheit Chinas spottet. China hat viel Weisheit, und was noch besser ist: China hat viel Verständnis für die höchsten Fragen, für die das Evangelium allein die letzte Lösung geben kann. Man warte nur die Stunde ab, die Gott ihm gesetzt hat. Diese Stunde naht. Vor einigen Jahren haben sie in einem chinesischen Dorfe den Tempel zum Schulhause umbauen wollen. Sie entfernten zu diesem Zwecke die Götterbilder und hofften mit dem Silber, das nach Aussage der Priester in dem Herzen der Götter verborgen sein sollte, die Auslagen für den Umbau decken zu können; aber statt der gehofften Schätze fanden sie nur einen Haufen Zinn. Man weiß das im allgemeinen in Europa zu wenig: schon seit Jahrhunderten haben die Gebildeten Chinas in ihren Göttern nur Zinn statt Silber gefunden. Nirgends in der Welt ist die Masse der Gebildeten so allgemein materialistisch oder wenigstens atheistisch wie in China. Die Klassikerkommentatoren der Sungdynastie haben seit sieben Jahrhunderten den gebildeten Teil der Nation um den Glauben an alles, was Gott und göttlich heißt, so gründlich gebracht, daß er schon längst an religiösem Bankrott darniederliegt. Was „Religion“ in China heißt, ist ein Chaos, wie es im geistigen Leben der Menschheit selten vorkommt und nur mit dem vollkommnen Verfall chinesischer Kultur zu erklären ist. Die Religionsformen und Sittensysteme Taoismus, Buddhismus und Confucianismus sind mit drei Schlangen verglichen worden: die erste, der Buddhismus, verschlang den Taoismus bis auf dessen Kopf, über den sie nicht hinüberreichen konnte; die zweite Schlange, der Taoismus, that das Gleiche mit dem Confucianismus, der dritten Schlange, und diese, die einen Rachen von ungemessener Weite hatte, suchte und fand den Schwanz der ersten Schlange und verschluckte nun diese bis auf den Kopf, so daß zuletzt nur drei Häupter sichtbar und, worauf der chinesische Philosoph so stolz ist, die drei Religionen Eine wurden; freilich ein armseliges religiöses Leben! Wie viel tausend chinesische Familien beschmieren am Ende des Jahres die Lippen des Küchengottes mit Honig oder Zuckerbrei, damit er bei seiner jährlichen Fahrt zum Himmel in seinem Rapporte über das Betragen der Familie im Laufe des Jahres nur Gutes berichte. Wie ich einmal mit Chinesen in einem Teifun auf offner See nicht mehr ganz zuverlässige Garantie hatte, daß unser Schiff den Sturm aushalten werde, sah ich, wie unsre bezopften Begleiter neben brennendem Weihrauch weiße und rote Papierstücke den empörten Wogen opferten. Später erfuhr ich den Sinn des Opfers: Böse Geister der Tiefe erregen den Sturm, um das Schiff zu zerstören; darum bilden die chinesischen Schiffer ihr Schiff in einem kleinen Papiermodelle nach und werfen dieses ins Meer, um den bösen Geist mit dem Abbild zu täuschen. So könnten wir die Beispiele ins Unendliche vermehren, um zu zeigen, daß die Religionsübung unter dem heutigen chinesischen Volke entweder nur Zeremonieroutine oder ein Tauschhandel ist, wobei aber stets der Chinese den guten, der Gott den schlechten Teil erwählt. China leidet an religiösem Bankrott. Doch aus diesem Abgrund verzweifelter Leere heraus dringt ein Hilferuf, den ein christliches Europa endlich hören muß, ein Ruf um Erlösung, wie ihn flehentlicher jener träumende Apostel in Troas nicht vernahm. Wir hören ihn aus einer, von einem gründlichen Kenner Chinas verbürgten, chinesischen Erzählung heraus:

Die drei Stifter der drei sogenannten Hauptreligionen Chinas: Confucius, Laotse und Buddha klagten sich einst im Jenseits ihr Leid, daß in der jetzigen, verkommnen Zeit ihre Lehren im Reiche der Mitte so wenig bedeuten. Da beschlossen sie, auf die Erde zu gehen und zu suchen, bis sie einen Menschen fänden, der ihre Gebote erfüllt. Nach langer Wanderung traf Confucius endlich einen alten, ehrwürdigen Mann, der sich aber bei der Annäherung des himmlischen Weisen nicht erhob, sondern ihn nur zum Sitzen einlud. In der Unterredung über die hohen Lehren des Altertums und deren Verfall in der Gegenwart zeigte der alte Mann eine große Belesenheit. Von ihm entzückt nahm Confucius nach einer Weile Abschied. Auch dabei erhob sich der Alte nicht. Confucius empfahl Buddha und Laotse, den Alten, der in der Weisheitslehre des Confucius so wohl beschlagen war, zu besuchen, und siehe, Laotse, der Gründer des Taoismus, fand in dem Einsiedler einen gelehrten Kenner seiner Religion und ein Muster von Beredsamkeit und Eifer; aber auch er war verwundert, daß der sonst so höfliche Alte sich nicht von seinem Sitze erhob. Buddha kam an die Reihe und machte ebenso die erfreuliche Erfahrung, daß der Alte in die tiefsten Geheimlehren des Buddhismus eingeweiht war; aber auch bei ihm erhob sich der Sonderling nicht. Die drei Religionsstifter stimmten darin überein, daß sie in ihrem alten Freunde den gewünschten Mann gefunden, der nicht nur ein würdiger Vertreter jeder ihrer Religionen war, sondern zugleich zeigte, daß alle Religionen im Grunde genommen Eine seien. Vereint erklärten sie nun dem Weisen, daß sich in ihm ihre Hoffnung erfüllt habe und durch ihn die drei Religionen wieder neu belebt das Leben des Volks ausmachen könnten. Still und nachdenklich saß der Alte; langsam und höflich erwiderte er den Himmlischen: Ihr göttlichen Weisen, euer Wohlwollen ist so tief wie die See und so hoch wie der Himmel. Herrlich ist euer Plan; aber unglücklich ist die Wahl, die ihr getroffen. Es ist wahr, ich habe in das Buch der Vernunft, des Gesetzes und der Klassiker hineingesehen; ich kenne seine Erhabenheit; aber Eines habt ihr übersehen: ich bin ein Mensch erst von meiner Hüfte an; weiter unten bin ich aus Stein. Meine Stärke ist Disputation über die Pflichten der Menschheit; aber ich bin so unglücklich gebaut, daß ich nie eine einzige dieser Pflichten in die That umsetzen kann. Confucius, Laotse und Buddha seufzten tief, verschwanden von der Erde, und seit jener Zeit hörte man in China niemals wieder, daß ein Sterblicher gefunden worden wäre, der die Lehren der drei Religionen in seinem Leben hätte zur Darstellung bringen können. Soweit die chinesische Erzählung.

Ist nur noch ein Restchen christlichen Pflichtgefühls in der Erinnnerung an den Taufbefehl Jesu in uns lebendig, dann brauchen wir gar nicht besonders feinen Gehörs zu sein, um aus solchen nationalen Geständnissen heraus den Ruf um Hilfe zu hören bei jenen dreihundert Millionen, die mehr und mehr die Wahrheit des Wortes erfahren, das an die Satten und doch Hungernden, an die Weisen und doch Thoren einer andern, einst blühenden und nun toten Kultur gerichtet war: Wo sind die Klugen? Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht? Sp—r

---

Diakonissenhäuser und Diakonieverein

1

Die „Diakonissenartikel“ im Jahrgang 1893 der Christlichen Welt und die sich daran anknüpfende, zeitlich oder auch ursächlich mit ihr zusammenhängende Bewegung haben vielleicht als die schönste Frucht diese gezeitigt, daß bei der elften Generalkonferenz der Diakonissenhäuser am 26. und 27. September v. J. die Frage gestellt und vom Pastor Klar in Posen in ganz ausgezeichneter Weise behandelt worden ist: „Wie sollen wir uns zu der in letzter Zeit über die Diakonissenhäuser ergangnen Kritik stellen?“ Die Christliche Welt darf es nicht unterlassen, auf diese Verhandlungen hinzuweisen, und da es von andrer Seite nicht geschehen ist, ich aber den Lesern noch einen Aufsatz über das überschriftlich genannte Thema schuldig bin,*) benutze ich die Gelegenheit gern, jedem, der sich irgend für die Diakonissensache interessirt, nahezulegen, jenen Vortrag zu lesen. Er wird wohl in den meisten der von den Diakonissenhäusern

*) Vgl. Jahrgang 1894, Nr. 35.

herausgegebnen Blättern erschienen sein, und so wird ihn jeder leicht durch das ihm nächste Diakonissenhaus erhalten können. Mir liegt ein Abdruck in den Blättern für christliche Diakonie aus dem Elisabethenstifte zu Darmstadt Nr. 155 (Januar 1895) vor.

Das Wichtigste sei im Wortlaut der Leitsätze angeführt.

Die Kritik, die in der letzten Zeit über die Diakonissenhäuser ergangen ist, richtet sich 1. gegen ihre Grundlagen, 2. gegen ihre Organisation, 3. gegen ihre Praxis.

1. Die Diakonissenhäuser huldigten katholisirenden Tendenzen, denn unevangelisch sei die Lehre der Diakonissenhäuser a) von dem Diakonissenberufe als einem sonderlich heiligen Berufe, b) von der Ehelosigkeit als einem höhern Stande, c) von der Einsegnung als der Uebertragung eines apostolischen, geistlichen und kirchlichen Amtes.

2. Unevangelisch sei a) die Auffassung des Berufes ohne Besoldung, b) die genossenschaftliche Form der weiblichen Diakonie, c) die Beschränkung der persönlichen Freiheit („blinder Gehorsam"), der Freundschaften, der Pflege der Familienbeziehungen und die Geringschätzung der weltlichen Bildungsmittel.

3. Die Handlungsweise der Diakonissenhäuser sei a) unklug, denn die „groben" und „ekelhaften" Arbeiten seien ein Haupthinderungsgrund für den Eintritt, b) ungerecht, denn sie machten keinen Unterschied zwischen gebildeten und ungebildeten Schwestern, c) unbarmherzig, denn die Schwestern ermangelten einer genügenden Fürsorge in den Tagen der Invalidität und des Alters.

Auf diese Behauptungen erklären wir:

a) Der Diakonissenberuf als solcher ist kein höherer, heiligerer und Gott wohlgefälligerer Beruf als irgend ein andrer rechtmäßiger Erdenberuf, wohl aber ein köstlicher,*) weil er in seinem Wesen und in seinen Zielen Arbeit im Reiche Gottes ist. — Die Ehelosigkeit ist kein höherer Stand, ehelos zu bleiben aber ein evangelisches Recht. — Die Einsegnung als die Uebertragung eines apostolischen geistlichen und kirchlichen Amtes ist nicht wider die Schrift und hat ihre hohe Bedeutung.

b) Der Diakonissenberuf giebt seinen Arbeiterinnen das tägliche Brot, darf aber nicht zur Erwerbsquelle erniedrigt werden. — Wiewohl das „Mutterhaus" nicht zum Wesen der weiblichen Diakonie, sondern nur zu ihrer zeitlichen Erscheinungsform gehört, ist es gegenwärtig doch die einzige Form, in der die Diakonissensache einer großen und gesegneten Entwicklung fähig ist. — Da es kein unbedingtes Recht der Persönlichkeit auf Freiheit giebt, hat auch eine Diakonissin ihre persönlichen und Familieninteressen den Aufgaben ihres Amtes unterzuordnen.

c) Die christliche Sittenlehre hält die „grobe" Arbeit nicht für geringwertig, und die christliche Liebe überbrückt die Unterschiede der Bildung und des Standes.

Für den Gegenstand, der in diesen Zeilen behandelt werden soll, „Diakonissenhäuser und Diakonieverein," könnte ich einen bessern Ausgangspunkt gar nicht wünschen als diese Sätze, denn sie stellen klar heraus, was die Diakonissenhäuser wollen, und was der Evangelische Diakonieverein mit und neben ihnen will.

Und da muß ich denn lächeln, wenn nach der Phöbe 1894 S. 52 in der Deutschen Reichspost sich jemand so ausgesprochen hat: „Mir scheint in jenem »evangelischen Diakonieverein« ein gefährlicher Feind des Diakonissenwesens erstanden zu sein." Wie könnten das Feinde sein, die in allem Wesentlichen so ganz eins sind.**) Zwar kann ich nur von mir selber reden, nicht von dem ganzen Evangelischen Diakonieverein in allen seinen Gliedern, aber es genügt auch wohl, zu wissen, in welchem Geiste ein Werk geleitet wird.

Ich kann nicht bloß die angeführten Sätze, sondern den ganzen Vortrag von Pastor Klar Wort für Wort unterschreiben und kann nur wünschen, daß er möglichst allgemeine Verbreitung und Beachtung findet. Ich stehe zu den darin ausgesprochnen Grundsätzen fester, als ihren Veröffentlichungen nach einzelne Mitglieder der elften Generalkonferenz der Diakonissenhäuser selbst.*)

Aber warum dann der Evangelische Diakonieverein, und was hat er den Diakonissenhäusern gegenüber Unterscheidendes?

2

Um mit dem Letztern zu beginnen, so ist die Antwort einfach genug. Der Unterschied liegt in der Organisation: dort Mutterhaus, hier Schwesternverband. Klar hat völlig Recht:

Das „Mutterhaus" gehört freilich nicht zum Wesen der weiblichen Diakonie, ist nach der Ueberzeugung vieler aber gegenwärtig die einzige Form, in der die Diakonissensache einer großen und gesegneten Entwicklung fähig ist.

Auch ich bin überzeugt, daß das Mutterhaus gegenwärtig die einzige Form ist, in der die Diakonissensache einer großen und gesegneten Entwicklung fähig ist, und daß die Diakonissensache wenigstens ihren Schwerpunkt zur Zeit keinesfalls außerhalb des Mutterhauses haben kann. Aber zum Wesen der Diakonie gehört das Mutterhaus nicht, nicht einmal die Genossenschaftlichkeit, die doch mit der Mutterhausverfassung nicht einfach zusammenfällt. Es muß also mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß etwas, was nicht zum Wesen der Sache gehört, sondern nur geschichtlich bedingt ist, unter veränderten Verhältnissen geändert wird. Die Diakonie selbst wird bleiben, solange es eine lebendige Kirche giebt. Daß aber auch dauernd

*) Scherer, Phöbe 1894 S. 77 zitirt: „ein köstlicher und sonderlich geistlicher."

**) Die von der elften Generalkonferenz der Diakonissenhäuser angenommnen Leitsätze von Lic. Sardemann in Wehlheiden über die Frage: „Wie stellen sich die Diakonissenmutterhäuser zu dem von Professor Dr. Zimmer zu Herborn begründeten Diakonieverein und dessen Bestrebungen?" sind mir erst nach Fertigstellung dieses Artikels zugegangen; sie haben mich in meinen obigen Ausführungen auch nicht ein einziges Wort zu ändern genötigt; ich kann ihnen vielmehr rückhaltlos zustimmen, um so mehr, als sie großenteils gerade das aussprechen, was ich selbst hier oder dort geäußert habe, kann des in These 3 ausgesprochnen Wohlwollens mich herzlich freuen und gern durch These 5 mich eines Bessern in einem einzelnen Punkte belehren lassen, in dem ich meine Einzelbetrachtungen natürlich nicht den Gesamterfahrungen der Konferenz gegenüber aufrecht erhalte. Die Leitsätze lauten wörtlich: „1. Ueber die Gestaltung der weiblichen Diakonie giebt die heilige Schrift keine Vorschriften; es ist deshalb Freiheit, sie nach den jedesmaligen Zeitbedürfnissen einzurichten, wenn nur das Eine festgehalten wird, daß die Diakonie im letzten Grunde dazu dienen soll, Christi Ehre zu mehren und sein Reich erbauen zu helfen. 2. Die Organisation der weiblichen Diakonie in Mutterhäusern und an dieselben angeschlossenen Schwesterschaften hat sich im Ganzen bewährt, sodaß die Diakonissenhäuser keine Ursache haben, dieselbe zu ändern, wenn sie gleich willig zugestehen, daß sich doch die Diakonissensache in ihrer zeitigen Gestaltung gegen Reformen nicht verschließen darf. 3. Die Diakonissenmutterhäuser werden es mit Freuden begrüßen, wenn es gelingt, durch neue Organisationen, wie z. B. durch den von Professor Dr. Zimmer gegründeten Diakonieverein und sein Seminar, brachliegende Kräfte für die weibliche Diakonie zu gewinnen und die Mutterhäuser von mancherlei an dieselben gestellten unberechtigten Anforderungen zu entlasten. 4. Hervorzuheben ist, daß auch die Diakonissenmutterhäuser sich eifrigst bemüht haben, die brachliegenden weiblichen Kräfte, die aus irgend einem Grunde ihren Schwesterverbänden nicht beitreten können oder wollen, für die mancherlei Arbeiten der weiblichen Diakonie zu gewinnen. Wir erinnern an das Institut der Hilfsschwestern, an die mit vielen Mutterhäusern verbundnen Seminare zur Ausbildung von Lehrerinnen und Kleinkinderlehrerinnen, an ihr Abkommen mit dem Johanniterorden, an die in vielen Anstalten getroffne Einrichtung, daß auch solche Frauen, die Krankenpflege erlernen wollen, hierzu als Pensionärinnen Gelegenheit haben, an die wiederholten Anerbietungen verschiedner Diakonissenhäuser, für Gemeinden, Vereine und Anstalten Pflegerinnen für Kranke, zur Arbeit in der Gemeinde u. s. w. auszubilden. 5. Es entspricht nicht den thatsächlichen Verhältnissen, wenn Professor Dr. Zimmer die Meinung ausspricht, die Diakonissenhäuser würden vorzugsweise durch die Anforderungen belastet, die aus dem Bedürfnis nach Gemeindepflege entstehen. Viel schwerer lasten die Anforderungen auf den Diakonissenmutterhäusern, die die großen Kranken- und Heilanstalten an sie stellen, und das berechtigte und unberechtigte Verlangen nach geschulten Pflegerinnen für die Krankenpflege in den Familien. 6. Die sogenannte Gemeindepflege wird von den Diakonissenmutterhäusern als das wichtigste Arbeitsgebiet der Diakonissen angesehen. Sie möchten nicht, daß es vergessen würde, daß das Verständnis für die durch weibliche Kräfte geübte Gemeindepflege in sehr vielen Orten und in vielen Ländern erst durch die von ihnen entsandten Diakonissen geweckt und geklärt ist. Sie werden sich, wie bisher, so auch ferner eifrigst bemühen, ganz besonders diesen wichtigen Teil der Diakonie zu pflegen."

*) So schreibt Klar: „Ich glaube im Namen aller Diakonissenhäuser zu sprechen, wenn ich sage: Wir halten den Diakonissenberuf nicht für einen höhern, heiligern und Gott wohlgefälligern Beruf als irgend einen andern rechtmäßigen Erdenberuf." Dagegen Scherer in Speyer (Phöbe 1894 S. 82): „Diakonissenberuf — Reichsgottesberuf." Klar schreibt: „Wir sagen: »Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert.« Aber diesen Lohn, d. h. ihren Lebensunterhalt, empfängt ja jede Diakonissin. Reichtümer kann sie sich freilich nicht sammeln, braucht sie auch nicht, denn das Mutterhaus sorgt für ihre Bedürfnisse .... Zu einer Erwerbsquelle darf der Diakonissenberuf nicht gemacht werden. Ein Beruf ohne Lohn, ohne Entgelt ist er nicht." Dagegen schreibt Reich in Sobernheim in einem „Aufruf an die evangelischen Gemeinden der Rheinprovinz zur Hergabe ihrer Töchter für den Dienst des Herrn im Diakonissenberuf" S. 3: „Diakonissen ... wollen ... dienen, und zwar dies aus Dank, ohne Lohn und Gehalt nach seinem Wort Matth. 10, 8: »Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es auch.«"

Diakonissenhäuser bleiben werden, kann niemand beweisen, wie niemand widerlegen. Ihr Bleiben wird und muß lediglich von den jeweiligen Bedürfnissen abhängen. Halten wir immer fest, die Organisation ist nur die Form, die dem Inhalt dienen, aber ihn nicht verkümmern soll. Und darin sind wir Freunde der Diakonie alle einig.

Unser Unterschied ist in der Beurteilung der gegenwärtigen Bedürfnisse begründet. Der Schwerpunkt einer gesegneten weiblichen Diakonie liegt gegenwärtig in den Diakonissenhäusern, das ist auch meine Ueberzeugung; ja ich glaube selbst, daß er noch für lange Zeit dort beruhen wird. Aber schon heute, meine ich mit vielen andern, ist eine wirkliche Diakonie, wenn auch in bescheidnem Rahmen, auch außerhalb der Mutterhausorganisation möglich und ein Bedürfnis, und es bleibt die Frage, ob nicht einmal, wenn wir Heutigen die Augen geschlossen haben, eine derartige Diakoniethätigkeit ohne Mutterhaus noch ganz anders dem Bedürfnisse entsprechen wird, als in der Gegenwart.

Man darf sich doch der Erkenntnis nicht verschließen, daß Bedürfnisse sich in der heutigen Frauenbewegung kundgeben, die, wenigstens in diesem Umfange und in dieser Tiefe, früher nicht vorhanden waren. Es ist gar nicht allein und vielleicht nicht einmal zuerst die Erwerbsfrage, die die Frauenbewegung kennzeichnet — nach dieser Richtung hin kommt sie für die Diakonie nur als Objekt in Betracht —, sondern das in ihr sich aussprechende Streben nach Selbständigkeit, und mit diesem muß und darf die Diakonie rechnen. Dieses Selbständigkeitsstreben der Frauen hat die mannigfachsten Parallelen, z. B. in der Arbeiterbewegung, in der Bewegung der Volksschullehrer gegen die Ortsschulaufsicht, in der Auswanderung der Landarbeiter aus den Gegenden, wo sie zwar materiell verhältnismäßig recht günstig gestellt sind, aber die Selbständigkeit entbehren. Ist dieses Streben unberechtigt? Verlangt man nur Rechte ohne Pflichten? Vielleicht geschieht das wirklich vielerseits, aber es bleibt doch auch richtig, daß Rechte die Korrelate von Pflichten sind, und daß je größer und verantwortungsvoller der Pflichtenkreis ist, um so größer auch die Rechtssphäre sein muß, die einem die Pflichten zu erfüllen ermöglichen soll.

Sehe ich recht, so ist dies der Punkt, in dem — im wesentlichen allein — eine Kollision der Bedürfnisse unsrer Frauenwelt mit der Mutterhausorganisation möglich ist und oftmals Wirklichkeit wird. Das Mutterhaus folgt dem Vorbilde der Familie, und je mehr es diesem Vorbilde entspricht, um so vollkommner ist es. Aber wenn die Kinder herangewachsen sind, so verlassen sie ihr Elternhaus und finden ihren Beruf außerhalb. So war es bei Männern schon längst, so wird es auch bei Frauen immer mehr. Und dem entspricht es, daß so manche nicht bloß für die Krankenpflege geeignete, sondern auch für dienende Liebesthätigkeit von Herzen willige Jungfrau das „Mutterhaus“ scheut. So scheidet wohl auch zuweilen eine Schwester aus dem Diakonissenhause, die ungern geht, und die man nur ungern gehen läßt; sie sind nun einmal nicht für einander gemacht.

Nun bleibt es aber dabei, was Klar sagt:

> Jeder Mensch braucht Gemeinschaft, wenn er nicht innerlich verkommen soll; dem weiblichen Geschlechte thut Gemeinschaft doppelt not. Nun, die Genossenschaftlichkeit, mag sie katholisch sein, sie ist praktisch durch und durch; sie ist kein Mangel in unserm Diakonissenwesen, sondern ein hoher Vorzug desselben.

Also müßte eine Form der Genossenschaftlichkeit gesucht werden, die dem Bedürfnisse solcher Charaktere entspricht, die nicht die Gemeinschaft der Familie suchen, sondern die Gemeinschaft der Berufsgenossenschaften.

3

Dies hat der „Evangelische Diakonieverein“ versucht, und dies ist der einzige grundsätzliche Unterschied gegenüber den Diakonissenhäusern. Diakonissenhäuser und Diakonieverein wollen dasselbe, aber sie sind für verschiedne Bedürfnisse, für verschiedne Individualitäten berechnet. Es giebt nun einmal Jungfrauen, namentlich in den Mittelständen, die in die familienartige Lebens- und Arbeitsgemeinschaft der Mutterhausorganisation nur schlecht hineinpassen; solche mögen es mit der Berufsgenossenschaft im Diakonieverein versuchen. So sehr viele sind es verhältnismäßig ja nicht; denn im ganzen ziehen unsre Töchter die bewährte Familienorganisation vor. Und das ist kein Wunder. Dort finden sie eine in kirchlicher und religiöser Beziehung im wesentlichen homogene Gemeinschaft und darin einen starken Halt, die Gewißheit, daß sie nicht eigne Wege zu wählen haben, denn sie werden gesendet, Vater gleichsam und Mutter neben vielen Schwestern, individuellste geistliche Pflege, die Sicherheit der Versorgung vom Tage der festen Zugehörigkeit zum Mutterhause an. Was kann ihnen dagegen der Evangelische Diakonieverein bieten? In der Zeit der Ausbildung nicht ein Mutterhaus, sondern ein Krankenhaus, eine Irrenanstalt, ein Wöchnerinnenasyl oder eine Hebammenschule; wie viel kälter klingt das! Eine Gemeinschaft von Personen zwar mehr oder weniger gleicher Bildung, aber ob auch eine Gemeinschaft solcher Seelen, die die Gnade unsers Herrn Jesu an sich selbst erfahren haben? das geht aus den Prospekten nicht hervor. Und was die Arbeit betrifft, so wird nirgends versprochen, daß sie leichter sei als in einem Mutterhause; es heißt im Gegenteil:

> Im Krankenzimmer selbst werden grundsätzlich alle Arbeiten, auch Aufnehmen des Bodens, Putzen der Fenster und Reinigen der Geschirre, von den Schülerinnen gefordert.

Ein Geistlicher fehlt nicht, aber es ist doch nur der Gemeindepfarrer, dem man nicht mit allen kleinen Sorgen und Anliegen kommen mag. Der Vorsitzende des Vereins ist weit; kann er an alle schreiben, ersetzt ein Brief die persönliche Pflege im Mutterhause, lernt man ihn überhaupt persönlich kennen? Und was bietet der Verein für die Zukunft seinen Verbandsschwestern? Den Halt der Gemeinschaft, heißt es; aber wird die Gemeinschaft einer solchen Schwesterschaft in sich einheitlich und fest genug sein, um wirklich als Halt zu dienen? Und wie wird für die Zukunft gesorgt? Doch schließlich nur durch Selbstversicherung, indem die Schwesternschaft gleichsam eine Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit bildet. Zwar wird eine derartige Honorirung der Pflegedienste erstrebt, daß sie für diesen Zweck und womöglich auch zu einer bescheidnen Hilfe für die Angehörigen ausreicht. Aber wer garantirt, daß dies Streben gelingt, wer bürgt auch nur dafür, daß die Schwestern Arbeit finden? Der Verein lehnt dies ausdrücklich ab. Und ist es nicht überhaupt peinlich, daß von einem Honorar für Diakonieleistungen gesprochen wird; ist es nicht das Ideal der Diakonie, daß sie ohne Entgelt geübt wird, nur weil die Liebe Christi also uns dringt?

Wenn bei solchen Erwägungen, die doch alle zu Gunsten der Mutterhäuser die Wagschale neigen, trotzdem viele Jungfrauen den Diakonieverein vorziehen, so muß das einzige, was ihn grundsätzlich von den Mutterhäusern unterscheidet, die volle persönliche Freiheit in der Selbstentscheidung und der Selbstverantwortlichkeit, für solche Individualitäten doch ein Gut sein, das für sie überhaupt wertvoll ist. Solche Charaktere passen aber gewiß nicht in ein Mutterhaus, und treten sie doch dort ein, so gereicht das beiden Teilen nicht zum Segen.

4

Man hat wohl die Befürchtung ausgesprochen, der Evangelische Diakonieverein werde den Diakonissenhäusern Abbruch thun. Daß er das nicht will, wird niemand bezweifeln; aber er wird und kann es auch nicht. Wenn mir etwas von Zukunftsperspektiven gewiß ist, so ist es dies, daß die Diakonissenhäuser durch unsre Arbeit nur Gewinn haben werden. Wir haben überreichlich Anmeldungen, aber die Anmeldungen bilden doch nur einen geringen Prozentsatz der Nachfragen. Es ist ganz unzweifelhaft, daß die Nachfrage nach unserm Verein und die Vergleichung seiner und der Mutterhausorganisation manche Jungfrauen erst völlig klar darüber macht, daß der gewiesene Weg für sie der in das Mutterhaus ist, mag letzteres nun das religiös bestimmte Diakonissenhaus oder das Rote Kreuz sein; auch von den durch unsern Verein ausgebildeten Schülerinnen wird wohl manche noch nachträglich das Mutterhaus vorziehen und dann ihm um so treuer sein, als sie aus der Erfahrung weiß, daß nur dieses ihr bietet, was sie ihrer Eigenart nach bedarf. Umgekehrt, wenn Diakonissen, auch längst ausgetretene,

der Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins beizutreten wünschen, so werden sie nur aufgenommen, falls ihr Mutterhaus damit einverstanden ist. Einem vorschnellen Austreten aus den Mutterhäusern wehrt dadurch auch der Evangelische Diakonieverein.

Unsre Voraussetzung ist die, daß sich eines nicht für alle schickt. Der Evangelische Diakonieverein ist für andre Individualitäten berechnet als die Diakonissenhäuser, wenn schon er dasselbe Ziel verfolgt; er soll und wird also zur Entlastung und Förderung der Diakonissenhäuser dienen, nicht zu ihrer Bekämpfung. Nicht gegen sie, sondern mit ihnen und für sie!

Ich wiederhole: unsre Ziele sind die gleichen. Wir wollen beiderseits Diakonie treiben, d. h. geordnete Liebesthätigkeit, wie sie aus dem christlichen Glauben hervorquillt, aus Dank, nicht um Lohnes willen. Auch unsre religiöse Stellung ist keine verschiedne und kann keine verschiedne sein. Freilich macht der Evangelische Diakonieverein seine Thore weiter auf als die Diakonissenhäuser, weil sein Gang der umgekehrte ist; deshalb kann er nicht „pietistisch“ sein, so wenig dies die Diakonissenhäuser grundsätzlich und notwendig sind. Er will nicht überzeugte Christinnen zu Krankenpflegerinnen heranbilden, sondern aus denen, die er in der Krankenpflege unterweist, will er die dem Kirchendienste zuführen, die sich als überzeugte Christinnen diesem von Herzen zur Verfügung stellen: darum fordern wir zwar nicht den lebendigen Glauben, aber wir suchen und fördern ihn. Es fehlt nicht an pastoraler Seelsorge, weder an den einzelnen Ausbildungsstätten, noch von der Zentrale aus, wenn auch die materielle Lage es noch nicht gestattet, einen eignen Vereinsgeistlichen anzustellen, der seine ganze Zeit und Kraft der Schwesternschaft widmen könnte. Ferner ist bei den Gemeindeschwestern, deren Ausbildung unser letztes Ziel ist, die engste Anlehnung an das geistliche Amt ganz selbstverständlich. Und endlich besondern Wert legen wir auf das allgemeine Priestertum, die Seelsorge in der Gemeinschaft selbst und durch diese. Allen Verbandsschwestern, wie wir sie wollen, gemeinsam ist „der Wunsch und das gegenseitige Versprechen, Diakoniedienste im evangelischen Sinne dienender, barmherziger Liebe, ohne Eigennutz, Selbstgefälligkeit und Unduldsamkeit nach dem Beispiele des barmherzigen Samariters zu üben. Sämtliche Verbandsschwestern stellen sich unter die stete eigne und gegenseitige Prüfung ihres Handelns und Wandelns nach der Richtschnur des Evangeliums. Jede Schwester wird nach bestem Wissen und Gewissen jeder andern schwesterliche Helferin und Seelsorgerin sein und ihr bei etwaiger Verfehlung wie bei Bekämpfung von Charakterfehlern in Sanftmut und Geduld, in der Demut, aber durch den Mut der Liebe zurecht helfen.“

Je länger der Verein besteht, um so mehr wächst mir die Hoffnung, daß dies Ziel einigermaßen wird erreicht werden. Das eine weiß ich: Ists Gottes Werk, so wirds bestehen; ists Menschen Werk, wirds untergehn. Auch für den Evangelischen Diakonieverein gilt, wie für die Diakonissenhäuser, das Wort Joh. 3, 30: Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen. Unsers Herrn Werk ist es, was wir beiderseits treiben, jeder in seiner Weise, aber jeder allein mit dem Wunsche und der Ueberzeugung, dem Herrn zu dienen. Friedrich Zimmer

Der Heliand

1

Dreimal innerhalb vieler Jahre erinnere ich mich den Namen des „Heliand“ gehört zu haben. Ich nahm es als ein willkommnes Zeichen dafür, daß jenes alte mächtige Denkmal selbständigen deutschen Christentums wenigstens noch hie und da gekannt und geschätzt wird.

Das eine Mal war vor einigen Monaten in einer Zeitung. Da las ich, daß die „Evangelisch-Lutherdtsche“ eine Beurteilung der Bochumer Generalversammlung des Evangelischen Bundes verfertigt habe. Darin war von einer „nationalen und sozialen Auftakelung“ des Bundes die Rede. „Schon die Festpredigt,“ hieß es dann nach dem Berichte weiter, „klang sehr national mit ihrer reichlichen Bezugnahme auf den germanischen »Heliand«.“ Dann kam die Bismarckdepesche an die Reihe.

Das andre Mal liegt weiter zurück und ist mehr privater Natur. Es war in den Wittenberger Festtagen vom Oktober 1892. Ich hatte die Führung eines Pfarrers der Brüdergemeinde übernommen. (Wenn er diese Zeilen liest, möge er einen Gruß für sich mitlesen.) Wir hatten manches Gespräch mit einander geführt. Jetzt zum Abendbrot im Hotel kamen wir auf Lokkum. Ein alter Herr, der uns gegenübersaß, wurde plötzlich aufmerksam. Kein Wunder, denn sein Name ist in weiten Kreisen in enger Verbindung mit dem des Klosters bekannt. Ich sagte ihm, wie sehr ich sein Lokkum um die schönen Gebhardtschen Wandgemälde beneide. So etwas hätten wir Wittenberger nicht. Er ging auf die Bilder näher ein und verweilte bei dem Christustypus der Bergpredigt. Wenn der Maler ins Deutsche übersetzen wollte, so hätte er jene älteste Uebersetzung im „Heliand“ sich zum Vorbilde nehmen sollen, sagte er; dann hätte sein Christus nicht diesen aufgeregten Typus bekommen; und dabei zitirte er die Stelle: „Da saß der Landeshirt den Guten gegenüber, der Beseliger Krist. Er saß und schwieg und sah sie lange an und war ihnen hold im Herzen, der heilige Herr, mild im Gemüt.“ Mir wurde ganz heimatlich zu Mute. Denn ich hatte einst in der Prima fünf Ferienwochen hindurch die Klänge des altsächsischen Heldengesanges vor mir vorüberziehen lassen.

Das dritte Mal war vor kurzem, als die Vossische Zeitung die Nachricht von einem neuen Funde aus deutscher Vorzeit brachte: Bruchstücke einer altsächsischen Patriarchenerzählung verbunden mit einem Stück aus unserm „Heliand.“ Schon Matthias Flacius im sechzehnten Jahrhundert führt unter seinen Wahrheitszeugen eine lateinische Vorrede zum Heliand an, in der davon die Rede ist, daß der Dichter auch das Alte Testament in deutsche Verse gebracht habe. Der Leiter der Heidelberger Universitätsbibliothek Wilhelm Zangemeister machte den Fund im Frühling des vorigen Jahres in Rom und hat die Stücke zusammen mit Wilhelm Braune, Professor an derselben Hochschule, in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern 4 (1894) veröffentlicht. Adam schildert der Eva das Leben nach der Vertreibung aus dem Paradiese. Kain hat den Abel ermordet und muß sich nun vor Gott verantworten. Abraham bittet für die Sodomleute. Als Proben führe ich an Kains Weichen von Abel:

> Er ließ ihn hinter sich liegen
> In einem tiefen Thale, den totwunden,
> Vom Leben gelöset; als Lager ließ er
> Dem Bruder den Bachrand ....

und den Morgenanbruch, nachdem Lot zum Schutz der Himmelsboten auf der Wacht gesessen hat:

> Schwarz schritt vorwärts
> Die drückende Nacht an der Wolkendecke, es nahte der Morgen,
> In allen Höfen sang der Morgenbote
> Vor Tage, der Hahn.

Das Urteil über die poetische Kraft der Stücke überlasse ich getrost dem Leser, will aber ausdrücklich bemerken, daß die Funde, soweit meine Beobachtung reicht, keinerlei Erregung hervorgerufen haben.

Ich möchte, anstatt zu schelten, lieber etwas dazu beitragen, daß unsre Heutigen das Lied wieder lieb gewinnen. Allerdings noch mehr läge mir daran, Sinn zu wecken für die große Selbständigkeit, mit der hier das Leben des Herrn aus treuem und tapferem deutschen Herzen erfaßt ist. Wir werden nicht der Rückkehr auf einen frühern Standpunkt christlicher Anschauung das Wort reden wollen. Etwas andres ist es, einem ersten naiven Versuch selbständiger innerer Aneignung des Evangeliums lebhafte Teilnahme zu widmen. Vielleicht kann man doch auch von der Gesamtanschauung dieses deutschen „Lebens Jesu“ etwas darüber lernen, von welcher Seite her das deutsche Gemüt am meisten bereit ist, das Evangelium zu erfahren — und vielleicht gerade weil unsre Dichtung sich ihrer Selbständigkeit kaum bewußt ist.

In der That diese helle kraftvolle Tonart finden wir immer wieder da anklingen, wo die christliche Frömmigkeit in unserm Volke sich neu aufrafft, von Luthers „Ein feste Burg“ bis Gerhardts „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich“ und wieder seit Ernst Moritz Arndts „Ich weiß, an wen ich glaube.“

Ich führe einige Szenen vor. Ich bemühe mich im Tone

und Geiste der Ursprache zu bleiben, von deren Wucht ich mich nicht enthalten kann, an einer Stelle eine Probe zu geben.*)

2

In ruhigen Worten beginnt das Gedicht seine Aufgabe andeutend:

> Manche waren, die ihr Gemüt ermahnte . . .,
> Gottes Geheimnis hier zu enthüllen.
> Aber nur viere fanden im Volk sich,
> In der Menschen Menge, die Macht von Gott hatten,
> Hilfe vom Himmel, heiligen Geist,
> Kraft von Krist. Sie kor er dazu,
> Zu setzen, zu singen und fürder zu sagen,
> Was sie von Kristes Kraft, des Königs,
> Gesehn und gehört, was er selber gesprochen,
> Gewirkt und gewiesen, der Wunder viel;
> Was der Waltende sprach, da die Welt er erschuf,
> Da er Himmel und Erde und alles, was innen,
> Mit einem Worte es alles befing,
> Es alles wirkte und wachsen ließ,
> Da fest er bestimmte der Völker Grenzen,
> Der Länder Enden, der Erde Alter.

Fünf solche Alter waren verflossen. Selig mit der Erlösung sollte das sechste beginnen. Da sandte Gott seinen Weisboten, wo er die Edle wußte, Maria, die minnigliche, die züchtige Jungfrau. In sie solle kommen durch Gotteskraft der heilige Geist von Himmelsauen. Scheinend solle sie überschatten des Waltenden Kraft vom höchsten Himmelskönig. Und nun wollte Gott das alles leisten, was spähende Männer vorlängst versprochen, seinen Sohn senden, die Geschlechter zu erlösen, die Erde vom Uebel, die Welt vom Wehe. Durch eigne Kraft hernieder fuhr der Menschen Mundherr; und das geschah, da die Mutter ihn bewand, da liebreich legte der Weiber schönste in eine Krippe das Kind, das doch Gottes Kraft hatte.

Da sang die heilige Heerschar von Himmelswangen, ein fröhlich Volk Gottes, durch Wolken sich windend hinauf und hinab:

> Lob sei, lautete ihr Lied, dem Herrn
> Hoch im höchsten Reiche der Himmel,
> Und Frieden auf Erden den Völkern allen,
> Die guten Willens Gott erkennen.

Sinnende Helden versammelten sich, der Edeln manche, hießen das Kind Heiland.

Da ward es über Erden manchen Erwählten kund, ein König sei gekommen, ruhmvoll und mächtig. Der werde walten der Welt bis zu ewigen Tagen. Auf waldigen Wegen fuhren da zu Fuße herbei aus fernen Ländern Gesandte östlicher Völker, drei schnelle Degen, dem Könige zu huldigen und Gaben zu bringen. Ein Heerstern leitete sie, ein Himmelszeichen, ein Königsstern im Strahlenglanz durch Wolken klimmend.

Dreißig Winter gingen in die Welt, da hatte seiner Jahre Vollgewalt Gottes eigen Kind. Es sammelte ein Gesinde der mächtige König unter kräftigen Zeichen, wortweise Helden. Da strömte herzu des Volkes Menge in hellen Haufen seiner Lehre begierig, aber auch falsche Gefolgschaft darunter, seine Worte zu belauern, den Leuten zu verleiden.

Da ging der Mächtige einen Berg hinauf und ersah sich da zu stetem Gefolge unwankende Freunde, zwölf treuhafte Helden. Die traten näher an ihn zur Beratung, weiter ab die Völker. Da saß der Landeshirt den Guten gegenüber, der Beseliger Krist. Er saß und schwieg und sah sie lange an und war ihnen hold im Herzen, der heilige Herr, mild im Gemüte. Da erschloß er den Mund. Spähende Sprüche waren seine Sprache. Frevelwerk fällen, dem tückischen Feind im Streit widerstehen lehrte er sie, und das Reich erlangen. Seine Helden aber standen und schwiegen und dachten. Es wunderte sich im Herzen der Menschen Menge seiner lieblichen Lehre. Bs

*) Hoffentlich lassen sich manche unsrer Leser ermuntern, das Gedicht selbst wenigstens in der Uebersetzung von Simrock zu lesen. Besonders die — zu Geschenken sehr geeignete — Prachtausgabe (Grotescher Verlag, Berlin) mit Ornamenten aus Handschriften des neunten Jahrhunderts, sei angelegentlich empfohlen. Für das Studium des Gedichtes in der Ursprache ist eine bequeme billige Ausgabe die für den Brockhausschen Verlag von Heinrich Rückert besorgte. — Eben lese ich, daß die Reclamsche Universalbibliothek eine Uebersetzung herausgegeben hat. Hoffentlich ist sie besser, als leider manche andre Verdeutschungen dieses Verlags.

Eine neue biblische Entdeckung

2

Die Verfolgung der von Professor Blaß gemachten Beobachtung über den Kodex Bezä führt zu ungeahnten Ergebnissen auch für das Evangelium des Lukas und die Evangelien überhaupt.

Bereits im Eingang wurde hervorgehoben, daß Beza selbst in dem Schreiben, mit dem er seinen Schatz der Universität Cambridge übersandte, der Wahrnehmung Ausdruck gab, daß namentlich im Evangelium des Lukas der Text dieser Handschrift von dem aller übrigen so sehr abweiche, daß er es für geratener halte, um auf gewisser Seite Anstoß zu vermeiden, sie aufzubewahren, als zu veröffentlichen.

Eine dieser Verschiedenheiten betrifft das Vaterunser. Während Matthäus dieses in der Bergpredigt bringt, führt Lukas Kap. 11, 1 es mit den Worten ein:

> Und es geschah, daß er an einem Ort war und betete; als er aufhörte, sagte einer seiner Jünger zu ihm: Herr, lehre uns beten, so wie auch Johannes seine Jünger gelehrt hat. Er sagte aber zu ihnen: Wenn ihr betet, so sprechet: Vater, geheiliget werde dein Name u. s. w.

Es folgt nun das Vaterunser nach dem Texte, wie unsre Gelehrten ihn auf Grund der besten Handschriften bei Lukas herstellten, in fünf Bitten.

Im Kodex Bezä aber hat das Vaterunser nicht bloß auch bei Lukas sieben Bitten, sondern zwischen den einleitenden Worten: „Er sagte aber zu ihnen“ und „wenn ihr betet“ hat der Kodex Bezä, und er allein, noch folgenden Zusatz:

> Machet nicht viel Geplapper, wie die Uebrigen (λοιποι); denn einige meinen, durch ihre vielen Worte erhört zu werden; sondern betend sprechet: Unser Vater u. s. w.

Diesen Zusatz hat man bisher gar nicht weiter beachtet, indem man ihn einfach für eine Einschiebung aus Matth. 6, 7 ansah, wie deren bei den Evangelien in unsern Handschriften begreiflicherweise unzählige vorkommen. Wenn er aber einfach aus unserm griechischen Matthäus genommen wäre, warum heißt es dann nicht, wie dort: „wie die Heiden,“ oder richtiger „die Heidnischen“ (οι εθνικοι)? Könnten diese zwei Ausdrücke „die Uebrigen“ und „die Heidnischen“ nicht am Ende doppelte Uebersetzung eines und desselben hebräischen Ausdruckes sein? Sieht man nun in der griechischen Uebersetzung des Alten Testaments nach, so findet man wirklich, daß ein und dasselbe hebräische Wort chaber Dan. 7, 20 durch „übrig“ (λοιπος) und Hiob 40, 30 durch „Volk, Genossenschaft“ (εθνος) wiedergegeben ist. Eben dasselbe Wort chaber, in seiner Mehrzahl chaberim, ist nun aber aus der spätjüdischen Litteratur, dem Talmud u. s. w. als stehende Bezeichnung der vom übrigen Volk sich abschließenden pharisäischen „Genossenschaften“ wohl bekannt. Und nun fällt es wie Schuppen von den Augen. Jesus stellt in der Bergpredigt dem pharisäischen Ideal der Frömmigkeit und seiner Bethätigung das seinige entgegen. Matthäus 5, 20: wenn eure Frömmigkeit nicht besser ist, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer. An den drei Hauptstücken der Frömmigkeit: Almosen, Gebet, Fasten, d. h. dem richtigen Verhalten zum Nächsten, zu Gott, zu sich selbst, führt er das in Matthäus 6 durch. V. 5 nennt er ausdrücklich die Gebetspraxis der Pharisäer (in den Synagogen, auf den Gassen); vor heidnischer Gebetspraxis die Seinigen zu warnen, hat er nicht den geringsten Anlaß, und so redet er auch in V. 7 von den pharisäischen „Genossenschaften,“ nicht von Heiden. Ganz ebenso aber überall, wo das Wort im Matthäusevangelium noch vorkommt. 5, 47: Wenn ihr nur eure Brüder begrüßt, was thut ihr Besondres, thun nicht die Heiden dasselbe? Auch hier sind diese Pharisäer gemeint, in deren Wesen und Namen es liegt, sich gegen alle andern abzuschließen, die „Genossen.“

Vor allem aber an der dritten Stelle, wo das Wort noch vorkommt 18, 17: Hört der sündigende Bruder weder dich noch die Gemeinde, so sei er dir wie der Heide und der Zöllner. Schon lange hat man an diesem Wort über die Heiden Anstoß genommen. Auch hier ist der chaber gemeint: und was nun das Merkwürdigste ist, in einigen jungen griechischen Handschriften

liest man an eben dieser Stelle von Matthäus noch: „so sei er dir im übrigen wie ein Heide.“ In diesen jungen Handschriften hat sich auch da noch ein Rest dieser Doppelübersetzung erhalten.

So läßt uns denn dieses eine Wort, viel mehr als man bisher geahnt hatte, durch unsre jetzigen griechischen Evangelien hindurch sehen auf das einstige hebräische oder aramäische Urevangelium.

Hatten wir nicht recht, die Beobachtung von Professor Blaß als eine neue biblische Entdeckung zu bezeichnen? Wie würden wir erst jubeln, wenn gar einmal das Urevangelium selber noch seine Auferstehung feiern würde! Einstweilen halten wir es mit dem Wort des gründlichsten Textkritikers, den Deutschland gekannt hat, des alten Bengel: Die kleinste Partikel Gold bleibt Gold. Er hat damit seine Bemühungen um die Textkritik den Pietisten und Orthodoxen gegenüber gerechtfertigt, die, wie der Sohn des großen Francke, in dieser Textkritik eitel Buchstabenklauberei und Zeitverderb sahen, und ihn für das aufs heftigste befehdeten, wofür wir ihn heute segnen und bewundern. Dürfen wir davon nicht auch eine Nutzanwendung machen auf unsre heutigen Verhältnisse? Kein Wort hat in weiten Kreisen einen schlimmern Klang als das Wort Kritik: unser Beispiel zeigt, zu welch wichtigen Ergebnissen die Kritik führen kann. Andrerseits ist sie selbst in weiten Kreisen der Theologen, ja selbst auf den Hochschulen eine noch so wenig gepflegte Wissenschaft, während sie doch die Grundlage aller Forschung ist, daß es auch denen gegenüber gut thut, durch ein solches Beispiel an ihren Nutzen zu erinnern. Es giebt viele Theologen, die vom Kodex Bezä kaum eine Ahnung hatten; den wenigsten Studenten war er bisher leicht zugänglich. Das muß anders werden.*)

E N

Verschiedenes

(Dilettantismus) Zu den sehr zeitgemäßen und dankenswerten Ausführungen Kulemanns in dieser Sache möchte ich noch eins hinzufügen. Wir leben in einem konstitutionellen Staate, in dem das Volk an der Gesetzgebung selbstthätigen Anteil nimmt; und fast allgemein ist der Wunsch verbreitet, daß diese Mitarbeit des Volkes nicht durch Berufsparlamentarier, sondern durch Männer des praktischen Lebens ausgeübt werde. Diese Männer sind also in den meisten Fragen der Gesetzgebung Laien. Sie müssen aber doch ihre Stimme abgeben und deshalb gewissenhafterweise sich auch ein Urteil über die Sache bilden. Dies Urteil kann gar nicht anders als dilettantisch sein. Wird aber eventuell einem Schuster zugemutet, sich über die wichtigsten Angelegenheiten des Volkslebens zu orientiren, so dürfte das Bestreben studirter Männer, darüber einigermaßen zur Klarheit zu kommen, nicht allzu verwerflich sein. Leider fehlt noch viel, daß man bei uns die vollen Konsequenzen aus unsrer konstitutionellen Staatsordnung zöge. Bei Männern, die in konservativen Anschauungen aufgewachsen sind, ist das zu verstehen; aber bei einem liberalen Manne wie Pfleiderer ist das geradezu unverständlich. Was überdies die Fernhaltung der Wissenschaft von dem profanum vulgus betrifft, so lassen sich Pfleiderers Wünsche höchstens bei der reinen Philosophie erfüllen. Alle andern Wissenschaften, die das praktische Leben erforschen, um auf das praktische Leben zu wirken, lassen sich nun einmal nicht in die vornehme Ruhe des Hörsals und der Studirstube festbannen. G. Habermann

(Sozialpolitische Schriften von Thomas Carlyle) Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfannkuche. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. P. Hensel. Erster Band. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1895. Geh. 4 Mk., in Leinenband 4,80 Mk., Einbanddecke 50 Pfge.

Diesen neuen Carlyle in deutschem Gewande begrüßen wir mit innigster Freude. Daß der englische „Prophet“ auch in unserm Vaterlande eine Großmacht zu werden beginnt, ist Thatsache. Aber ihm fehlt einstweilen bei uns die Wirkung ins Breite. Hier wird nun, wie wir hoffen, die neue treffliche Uebersetzung uns vorwärts bringen. Mögen viele darnach greifen! Besonders wünschen wir das für unsre evangelisch-sozialen Kreise. Freilich gerade sie bedürfen ja eigentlich des zündenden sozialen Weckrufes nicht mehr. Denn die eine Wahrheit, die uns der große Schotte verkündigt, daß es noch ein höheres Band zwischen den Menschen giebt als Barzahlung und Verkauf der Ware Arbeit, ist unter uns längst anerkannt. Aber um so dringender erwünscht ist es, daß wir einen andern Gedankenkreis von Carlyle mit dem unsern verbinden. Er ist der erbittertste Feind der Demokratie, des allgemeinen Stimmrechts, der Theorie, daß jeder Mensch gleichen Anteil an der Regierung haben müsse. Er ist der Verfechter des Rechts der Aristokratie, er fördert die Herrschaft der Besten und Weisesten, er hält die „Heldenverehrung“ für das, was dem Volke am notwendigsten ist. Diese Ideen sind bisher von uns nicht mit der nötigen Energie gepflegt worden. Es ist in der That von der allergrößten Bedeutung

*) Ein kurzer Schlußartikel folgt.

und unsre dringendste Pflicht, daß wir es den Volkskreisen, auf die wir wirken sollen, immer und immer wieder sagen, ihr eigenstes Lebensinteresse erfordre, sich Führer zu suchen, die durch einen wirklichen göttlichen Auftrag dazu befähigt sind. Sie sollen lernen, daß nicht das Geschwätz den Führer macht, sondern die wirkliche Bildung und das tüchtige Können. Nicht wer ihnen schmeichelt, sondern wer ihnen die Wahrheit sagt, ist der Mann, dem sie sich unterwerfen sollen. Und die wichtigste politische Aufgabe ist nicht die, Gesetze zu geben, sondern darüber nachzudenken, wie man es ermögliche, die besten Männer an die leitenden Stellen zu bringen. Diese Gedanken sind unserm Volke einstweilen ganz fremd, und die Massen würden sich aufbäumen, wenn man sie ihnen sagte; aber es hilft nichts: sie müssen es lernen.

Die Einleitung von Hensel ist des höchsten Lobes würdig. Glänzend in der Form, vollständig trotz der Kürze führt sie uns ein in die geschichtliche Situation, aus der Carlyle verstanden sein will. Besonders interessant ist der Nachweis seiner Verwandtschaft und Abhängigkeit von Goethe und Fichte. Goethe hat mehr als Persönlichkeit, Fichte mehr durch seine Ideen auf Carlyle gewirkt. Schlägt Hensel die Bedeutung der ererbten Religion für Carlyle nicht doch noch zu gering an? Eine Vermehrung der Anmerkungen in einer zweiten Auflage wäre wünschenswert. J Weiß

(Soziale Briefe an reiche Leute) von Friedrich Naumann. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 58 S. Hübsch kartonnirt 1 Mk.

Naumann präzisirt hier seine Stellung zu einem vielangegriffnen Punkte des christlichen Sozialismus in vier Briefen. Der erste setzt die Gründe aus einander, warum der Reiche so schwer zu einem Verständnis der sozialen Bewegung kommt. Es sind Gründe geschichtlicher und persönlich subjektiver Art. Die Geschichte lehrt im Nachklang an Hegelsche Gedanken den Reichen, daß das Wirkliche vernünftig sei; daraus schließt dieser mit Unrecht, eine Aenderung des Wirklichen im Sinne der Entwicklung sei unvernünftig. Dazu kommt das subjektive Motiv, das Wirkliche ist dem Reichen bequemer als die Opfer fordernde Sozialreform. Der zweite Brief enthält praktische Ratschläge für den Reichen zum Verständnis der Arbeiterwelt. Der dritte sucht — im schroffen Gegensatz zur Sozialdemokratie — nachzuweisen, daß der Reichtum in der Hand des Individuums noch eine Aufgabe in der Zukunft zu erfüllen hat, daß er dazu aber in andrer Weise wirken muß als bisher. Der letzte Brief zieht die politischen und geschäftlich-häuslichen Folgerungen. Doch ich bin des trocknen Tons nun satt; er ist bei Naumann übel angebracht. Bei ihm ist alles Leben und Wärme. Sehr bezeichnend für ihn ist, daß er die Briefform für seine Ausführungen gewählt hat; da kann er so recht herzlich und brüderlich reden. Wer das Wort brüderlich einmal aus Naumanns Munde gehört hat, dem ward es warm ums Herz. Wer einigermaßen sozial zu denken vermag, wird mit dem Buche einverstanden sein; auch von fachwissenschaftlicher Seite wird der Verfasser schwerlich so skeptisch beurteilt werden, wie es ihm bei seinem letzten Buche erging; diesmal werden ja streng nationalökonomische Fragen nur gestreift. Daß Naumann alle einschlägigen Probleme gelöst hat, glaubt er auch nicht. Auf Seite 43 wirft er selbst Fragen auf, die er dem Leser schuldig bleibt. Ich möchte noch eine neue hinzufügen. Gewiß ist es sozial betrachtet besser, der Reiche bringt sein Geld unter die Leute, als daß er es in Hypotheken anlegt. Aber so zufrieden die armen Brüder mit der ihnen nun ermöglichten Arbeit sein werden, sie werden auch sagen: Ihr habt gut sozial sein! Euer Geld werft ihr hinaus und macht es euch bequem damit, nur um uns harte Arbeit zu schaffen. Was soll ich ihnen antworten? — Offenbar hat Naumann mit dieser Broschüre sich eines Vorwurfs entledigt, aber ein andrer bleibt noch bestehen: Wie stellte sich Christus zu den Reichen? Naumann denkt hier wie die Sozialdemokratie; ihnen ist Christus der „Proletarierkönig“ im Sinne Stöckers. Wie wird er sich nun zu den Einwürfen von Drews stellen? (Nr. 20 des vorigen Jahrgangs). Vielleicht sagt er uns auch darüber noch ein Wort. Pl

(Absaloms Haar) Novelle von B. Björnson. Halle, Hendels Bibliothek der Gesamtlitteratur Nr. 323—24. 111 S. 50, geb. 75 Pfge.

Björnson schwieg lange; 1888 erschien sein letzter Roman „Ragni.“ Mitte Juni dieses Jahres erschienen drei neue Novellen, die man dort oben geradezu verschlang. Zwei davon („Mutters Hände“ und „Ein Tag“) sind schon im Magazin für Litteratur 1893 und 1894 deutsch erschienen, die dritte liegt hier vor. Man sagt, daß sie viele Anspielungen enthielte, und daß fast jede der gezeichneten Figuren in Christiania herumlaufe; wir können froh sein, daß wir die Novelle ohne diesen Beigeschmack genießen dürfen. Björnsons Schreibweise hat sich ziemlich verändert, sie ist reflektirter geworden und schwer zu verstehen. Sonst ist die Sprache noch so lapidar wie früher, aber die Vergleiche sind verblüffender, manche Wendungen kühner. Den innern Zusammenhang zwischen dem, was da gesprochen oder gehandelt wird, muß man sich selbst suchen. Wieder tritt im Gegensatz zu Ibsen der starke Wille Björnsonscher Charaktere hervor. Die ganze Novelle ist nur eine Geschichte personifizirter Willen. Zuerst hat Kirsten Raon den Willen; damit verblüfft sie den alten Kaas so, daß — er sie heiratet. Als aber ihr Wille dominirt, schlägt er sie. Wer denkt nicht an Rendalen? Bald stirbt Kaas; „der Mensch ist tot.“ Die ganze Liebe Kirstens konzentrirt sich auf den Sohn. Für ihn lebt sie, sie bringt ihn zu Erfolgen. Als aber Raphael sich seinen eignen Weg sucht, genießt, wo die Mutter nicht mitgenießen kann, da begehrt sie auf und will ihn beugen. Sein Wille ist mächtiger; er liebt Helene die Pfarrerstochter. Das nordische Mädchen „in sich zusammengeschlossen, unfähig, das reiche, tiefe Herz auf den Lippen zu haben“ (Vischer von Ophelia). Die Mutter fühlt sich zurückgesetzt, alt. Neue Ruhmesbahnen beschreitet der Sohn, er thut einen Fehltritt, sein Barometer sinkt bei der „guten Gesellschaft“;

er ist mit der Mutter entzweit, und Helene wird ihm versagt. Raphael heiratet das Weib, das er — das ihn? — verführte. Aber bald sieht er, welchem verworfnen Geschöpf er sich opferte, wie sie ihn hinterging. Er flieht zur Mutter. Beider Willen ist gebrochen, ihr stolzes Lebensschiff zerschellt. Absaloms Empörung und stolzes Wesen brachte ihn um: Raphael und seine Mutter sind gerettet, sie kehrten um in letzter Stunde. — Man könnte einen Kommentar über das Buch schreiben. Wer Björnson kennt, wird es vertragen, vielleicht dafür schwärmen wie ich; wer ihn nicht kennt, fange nicht damit an. — Das Buch macht stark; man kommt sich so erbärmlich vor. Pl

(Die jüdischen Speisegesetze) nach ihren verschiednen Gesichtspunkten. Zum erstenmale wissenschaftlich-methodisch geordnet und kritisch beleuchtet von Rabbiner Dr. A. Wiener. Mit Unterstützung der Zunzstiftung und der All. Isr. Univ. 524 S. Breslau, Schottlaender.

Ueber dieses Werk brachte die Frankfurter Zeitung von Professor Ludwig Geiger in Berlin eine Anzeige, die wir vollständig abdrucken, weil sie nach mehr als einer Seite hin interessant ist. Einmal um des Buches selbst willen, auf das aufmerksam gemacht zu werden vielleicht manchem unsrer Leser lieb ist. Sodann aber: man stelle sich vor, wie dasselbe Blatt oder gesinnungsverwandte über ein christliches Buch urteilen würden, das zu dem Schluß käme: die Bibel allein u. s. w. Der Unterschied in der Behandlung christlicher und jüdischer Religionssachen in unsrer freisinnigen Presse ist in der That erstaunlich. Die Anzeige lautet:

Wäre das Buch bloß die gelehrte Arbeit eines fleißigen Rabbiners, so würde sie von einem Fachgenossen in einem jüdischen Blatte zu beurteilen sein; sie verdient aber das empfehlende Wort eines Laien in einem politischen Blatte, weil sie ein Lebenswerk und ein Bekenntnis ist. Ein Lebenswerk, denn sein Verfasser, ein Greis von 84 Jahren, legt darin die Resultate eines jahrzehntelangen Denkens und Forschens vor, ein Bekenntnis des Mannesmutes, der Wahrheitsfreudigkeit, des echten, lautern Freisinns. Daher sei an dieser Stelle nur kurz erwähnt, daß die fünf Gesichtspunkte, nach denen der Verfasser die Speisegesetze betrachtet: der historische, religiöse, antiquarische, diätetische, interkonfessionelle sind. Ebenso sei kurz darauf hingewiesen, daß der Verfasser, dessen talmudistische Gelehrsamkeit selbst von seinen eifervollsten Gegnern anerkannt wird, in den drei ersten Betrachtungsweisen eine staunenswerte Fülle von Kenntnissen entfaltet, die heute gewiß selbst bei seinen Amtsgenossen selten angetroffen wird. Seltener jedoch als dieses Wissen ist dessen Anwendung. Denn der Verfasser, ein alter Kämpe der jüdischen Synoden, verlangt durch eine wesentlich aus Laien zusammengesetzte Synode eine Reform der Speisegesetze. Er verlangt diese, weil die meisten sogenannten Speiseverbote, zum Beispiel das des Genusses des Hinterviertels, das der Mischung von Fleisch- und Milchspeisen, das des Genusses von Blut und „Unreinem," alle nicht biblisch sind.*) Das aber ist eben sein Bekenntnis, wodurch das Werk weit über den Rahmen eines reingelehrten erhoben wird: Hochhaltung des Biblischen, Verwerfung des Talmudischen. Einem orthodoxen Rabbiner, der noch jüngst den Satz: „Der Talmud ist für die Juden so wichtig wie die Bibel selbst," aufgestellt hatte, entgegnete er: „Damit leistet er nicht uns, sondern den wahnwitzigen, blutdürstigen Antisemiten einen Dienst. Wir weisen diese Insinuation ganz entschieden zurück." Und als sein und seiner Gesinnungsgenossen Credo spricht er aus: „Die Bibel allein ist und bleibt für uns der heilige und lautere Born, der Talmud nur dessen oft noch klarer und lauterer, ebenso oft aber auch verschwommener, getrübter Kanal oder Graben. Die Bibel allein ist unser stetiger Wegweiser und Meister, den Talmud können wir höchstens als seinen zuweilen intelligenten und geschulten, zuweilen unbeholfnen und verpfuschenden Lehrling und Gehilfen betrachten. Und darum schwören wir nicht auf den Talmud." Ein solches Bekenntnis, das aus der Seele aller wahrhaft gebildeten Juden geschrieben ist, verdient lebhafte Anerkennung und ungeteilte Zustimmung. Der Greis, der solches bekennt, hat Jünglingsfeuer und Jünglingskraft.

(An den Evangelischen Bund) Unter den Protestanten gegen die Umsturzvorlage vermißten wir bisher den Evangelischen Bund. Hoffentlich wird er nach dem, was die Kommission in zweiter Lesung aus dem Gesetz gemacht hat, ein kräftiges Wort zur Wahrung evangelischen Verständnisses dieser Dinge zu finden wissen. R

*) Daß das Verbot von Blut und Unreinem nicht biblisch sei, ist ein Irrtum des Rezensenten, nicht des Verfassers. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 14 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Konkurs.

Die **Pfarrstelle** der evangelischen Gemeinde A. und H. C. zu **Klagenfurt** in Kärnten ist wieder zu besetzen. Nähere Auskünfte erteilt das Presbyterium auf Wunsch bereitwilligst.

Bewerber um diese Stelle werden eingeladen, sich bis längstens 31. Mai d. J. beim Presbyterium der evangelischen Gemeinde A. und H. C. in Klagenfurt zu melden.

Johannes Heyn, Kurator.

Ev. Geistliche und cand. theol. werden auf d. **Ornatgeschäft** (Talare, Baretts, Bäffchen, Ornatkoffer u. s. w.) **der Pastorwitwe J. Dilloo, Berlin, Dorotheenstr. 24** aufmerksam gemacht. Empfehl. d. H. Hofpred. **Kritzinger**, Hindersinstr. 7; Anerkennungen von vielen Geistlichen. Gute Arb. mit Hilfe tücht. Facharbeiter, prompte Bedienung, gediegne Stoffe, billige Preise. Prosp. u. Stoffprob. gratis.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162.

„Der Philosoph Glogau über Offenbarung." 8 S. 25 Pfg. Bei **Georg Nauck, Berlin SW. 12.**

Korbflaschen

☛ **zu Geschenkzwecken sehr geeignet**, mit 3 Liter feinstem **Medizinal-Cognac** garantirtes Weindestillat **Mk. 8.** 3 Liter **Cognac grande Champagne Mk. 12.** 3 Liter feinsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae** 2c. **Mk. 6.25.** Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt **Mk. 24,** alles incl. und franko.

Rich. Kox, Importgeschäft, **Duisburg a. Rh.**

Cand. theol. sucht Stellung als **Hauslehrer.** Gef. Off. an Hrn. Professor Nägelsbach, Bayreuth, Baiern.

Zahlreiche **freiwillige** Anerkennungsschreiben, nicht eingeforderte, wie dies sonst meist üblich.

Auch diesmal ist das Tuch zur Altar- und Kanzelbekleidung zu unsrer vollen Zufriedenheit ausgefallen.
18. Februar 1894. **R..**, Pastor, **B..** bei Briemhausen.

Anzug- u. Ueberzieherstoffe
für Herren und Knaben,
Altar- und Kanzeltuch
in den stilgemäßen Farben,
echt und reinwollen,
gediegenes Fabrikat
versendet direkt an Private zu **billigsten Preisen**
Th. Herrmann,
Sagan Nr. 34 (Schlesien).

Besten Dank für heut empfangene Sendung. Mit Ihnen kann doch niemand konkurrieren. Ihre Sachen sind wirklich ausgezeichnet und dabei billig.
4. April 1894. **P..**, Pastor, **C..** (Holstein)

Reichhaltige Musterauswahl frei!

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
54. Jahrgang
Postzeitungs-Nr. 2846. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 13: Zum achtzigsten Geburtstage des Fürsten Bismarck — Das Wandergewerbe — Zur Geschichte der feinen Sitte. Von Adolf Philippi — Wandlungen des Ich im Zeitenstrome: 6. Das Alumnat — Stumme des Himmels. Von Arnold Fokke — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Ein Zukunftsbild; Ueber Parität; Alte und neue Gedanken über das Geld; Wald und Wasser; Burschikose Ausdrücke Dürers; Wozu sind die Lehrer da? Querelles allemandes — Litteratur

Nr. 14: Vollkampf, nicht Scheinkampf — Der hohe Adel in Preußen. Von Gustav Siegel — Die Behandlung des Verbrechers. Von Wilhelm Speck — Eugen Dühring und die Größen der modernen Litteratur — Schimi — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Gefährliche Ratgeber; Kurpfuscherei; Mehr Schotten; Irreguläre Truppen; Der Antrag des Grafen Kanitz — Litteratur

Hugo Rothers theol. Buchhandlung
(Martin Warneck)
Linkstraße 4 **Berlin W. 9** Linkstraße 4
Ankauf ganzer Bibliotheken
sowie einzelner Werke gegen sofortige Zahlung.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

☛ Hierzu eine Beilage von Wilhelm Rudolph, Piano- und Harmonium-Lager in Gießen ☚